Badische Biographien

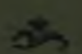
V. Teil • 1891—1901

Im Auftrag der Badischen Historischen Kommission

herausgegeben von

Fr. von Weech und A. Krieger

Inhalt



I. Heft



Heidelberg 1904
Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg

Adolf Armbruster,

Geheimer Hofrat und Mitglied des Großherzoglichen Oberschulrats, wurde am 15. April 1824 in Schiltach geboren. Nach dem Besuche der lateinischen Schule in Calw und des Lyceums in Karlsruhe, das er im Herbste 1842 absolvierte, widmete er sich dem Studium der Theologie und machte seine Studien vom Herbst 1842 bis Ostern 1844 in Tübingen, von da bis Herbst 1846 in Heidelberg. Wegen Krankheit konnte er die theologische Hauptprüfung, die er als erster von acht Kandidaten bestand, erst im Frühjahr 1848 ablegen. Er war sodann zwei Jahre lang als Vikar in Kippenheim tätig und hat von hier aus zugleich auch eine Lehrstelle an der damaligen Höheren Bürgerschule im benachbarten Mahlberg versehen. Später wirkte er als Pfarrverweser in Nimburg, Hochhausen und Wolfenweiler und erhielt an letzterm Orte den Titel und Rang eines Pfarrers. Im Jahre 1855 wurde ihm die Pfarrei Kürzell übertragen, wo er bis zu seiner Berufung in den Oberschulrat, im Jahre 1862, segensreich wirkte. Im Herbste des genannten Jahres siedelte er nach Karlsruhe über. Es war jene hochbedeutsame Zeit, da durch § 6 des Gesetzes vom 9. Oktober 1860 das öffentliche Unterrichtswesen unter die ausschließliche Leitung des Staates gestellt und durch die landesherrliche Verordnung vom 12. August 1862 die Beaufsichtigung und Leitung des Schulwesens dem neu errichteten Oberschulrat unterstellt worden war. Von der einen Seite mit freudigen Hoffnungen begrüßt, von der anderen mit Mißmut und Übelwollen betrachtet, hatte die junge Behörde, die für das Schulwesen erst neue Gesetze und Verordnungen auszuarbeiten hatte, einen recht schwierigen Stand. Wenn es ihr aber gelang, glücklich über die Übergangsjahre hinüberzukommen, so hatte Armbruster großen Anteil daran, da er als ein Mann des Friedens und der Versöhnung gerne an das Alte und Bestehende anzuknüpfen und es auch nach Möglichkeit zu erhalten und weiterzubilden suchte. Bei der Ausarbeitung der vielen neuen Verordnungen, die sich an das neue Schulgesetz anschlossen, hat er wesentlich mitgeholfen, und auch die drei Teile des Lesebuchs für die badischen Volksschulen sind von ihm bearbeitet worden. Da viel daran lag, im neuen Kollegium über den Stand der Schulen des Landes unmittelbare Kenntnis zu erhalten, hatten die Schulreferenten in den ersten Jahren die Aufgabe, möglichst bald die meisten Schulen selbst zu prüfen. Armbruster hat sich diesen Visitationen in früherer wie späterer Zeit mit großer Sach-

kenntnis unterzogen. Seine Beurteilung war mehr auf die ganze geistige und sittliche Verfassung einer Schule, sowie auf die Wirksamkeit eines Lehrers im ganzen als auf einzelne Kenntnisse gerichtet. Er verstand Wesentliches und Unwesentliches zu scheiden und galt als humaner, rücksichtsvoller Visitator, der gerne die Arbeit eines pflichtgetreuen Lehrers lobte, den Schwachen gegenüber billige Nachsicht zeigte und auch den Tadel in milde Formen zu kleiden verstand. Im Verkehr mit den Lehrern zeigte er nicht bloß sicheren Takt, sondern auch wohlwollende Teilnahme. Jederzeit war es ihm ein rechtes Anliegen, Lehrern, die durch Krankheit oder andere Unglücksfälle in Not geraten waren, durch wirksame Unterstützung zu helfen. Sein Referat erstreckte sich außer den Volksschulen auch über höhere Mädchenschulen, Lehrerbildungs-, Blinden- und Taubstummenanstalten, sowie über das Turnwesen und die Ausbildung der Mädchen in den Handarbeiten, ein außerordentlich weites und vielseitiges Gebiet, das einen Mann voll in Anspruch nahm. Da in all diesen Anstalten neue Organisationen nötig wurden, da besonders die Einführung des Turnens in den Schulen die Ausbildung von Lehrern in diesem Fache nötig machte und die Erteilung eines methodischen Unterrichtes in den Industrieschulen ohne vorgebildete Arbeitslehrerinnen nicht möglich war, so traten große Aufgaben an Armbruster heran, die er aber mit Geschick und so günstigem Erfolge gelöst hat, so daß sein Name mit der Hebung des Unterrichts im Turnen und in den Handarbeiten in unserem Lande aufs innigste verknüpft bleibt. Nicht bloß um das Schulwesen aber hat sich Armbruster große Verdienste erworben, er war auch auf andern Gebieten des kirchlichen und bürgerlichen Lebens vielfach tätig. Fast 30 Jahre lang hat er das Amt eines Kirchenältesten bekleidet und mehrmals hat er die evangelische Stadtdiözese Karlsruhe in der Generalsynode vertreten. Längere Zeit war er auch Stadtverordneter und 23 Jahre lang ist er unausgesetzt als Vertreter des Oberschulrats an den Arbeiten der Abteilung I des badischen Frauenvereins, die wesentlich auf erzieherischem Gebiete liegen, beteiligt gewesen. Im Dienste des Frauenvereins hat er sich auch an der Pflege der Verwundeten im Kriege 1870/71 in reger Weise beteiligt und hierfür das badische Erinnerungszeichen für freiwillige Krankenpflege und die Kriegsdenkmünze, sowie das Ritterkreuz 1. Klasse des Württembergischen Kronen-Ordens erhalten. — Im kirchlichen und politischen Leben huldigte Armbruster liberalen Anschauungen und war ein Freund eines vernünftigen und gemäßigten Fortschritts. Dennoch

war er im Innersten seines Wesens eine durchaus konservative Natur und widerstrebte allem überstürzenden und gewalttätigen Wesen. Er war nicht bloß seiner Gemütsrichtung nach ein Gegner des scharfen und leidenschaftlichen Kampfes, sondern aus innerster Überzeugung, und hat es jederzeit verstanden, mit Leuten der verschiedensten kirchlichen und politischen Richtungen freundlich zu verkehren. — Im Jahre 1852 hatte sich Armbruster mit Mathilde, geb. Doll, Tochter des damaligen Stadtpfarrers Doll in Lahr, verheiratet. Der Ehe entsproßten sechs Söhne und eine Tochter. Im April 1888 wurde ihm die Gattin durch den Tod entrissen, fünf Jahre später folgte er ihr selbst in den Tod nach. Er starb am 13. Dezember 1893. (Beilage zur Karlsruher Zeitung 1893, Nr. 354.)

August Wilhelm Freiherr von Babo

wurde geboren am 28. Januar 1827 zu Weinheim als Sohn des rühmlichst bekannten Önologen und landwirtschaftlichen Schriftstellers Dr. Lambert Joseph Freiherrn von Babo. Den ersten Unterricht erhielt Babo in dem Benderschen Institut zu Weinheim; später besuchte derselbe das Lyceum in Heidelberg und bezog Mitte der vierziger Jahre die Universitäten Heidelberg und Freiburg, woselbst er sich hauptsächlich dem naturwissenschaftlichen Studium widmete. Zu seiner fachwissenschaftlichen Ausbildung besuchte er die landwirtschaftlichen Lehranstalten Hof-Geisberg bei Wiesbaden, Poppelsdorf bei Bonn und Eldena bei Greifswalde. Zurückgekehrt in seine Vaterstadt Weinheim errichtete Babo daselbst eine landwirtschaftliche Lehranstalt. Nach Verlauf von etwa zwei Jahren verlegte er das Feld seiner Tätigkeit an die polytechnische Schule in Karlsruhe bezw. an den von ihm angelegten landwirtschaftlichen Versuchsgarten. Als im Jahre 1857 ein Konsortium von Kapitalisten das 600 Morgen große Hofgut Lilienthal am Kaiserstuhl mit vorwiegendem Tabak- und Weinbau erwarb, wurde Babo mit der Leitung der dortigen Gutswirtschaft beauftragt, in welcher Stellung er jedoch nicht lange verblieb. Auf Grund seiner wissenschaftlichen Tätigkeit, der er neben der Praxis oblag, verbreitete sich sein Ruf binnen kurzer Zeit weit über die Grenzen seines Vaterlandes hinaus, und als im Jahre 1860 auf Veranlassung der k. k. Landwirtschaftsgesellschaft in Wien eine Obst- und Weinbauschule in Klosterneuburg errichtet wurde, erging an Babo der Ruf als Direktor dieser Anstalt. In seinem neuen Wirkungskreis entwickelte Babo eine außerordentliche Tätigkeit; er war nicht nur ein

vortrefflicher Lehrer, der durch seinen leichtverständlichen und fließenden Vortrag seine Zuhörer zu fesseln verstand, sondern besaß auch in hohem Maße die Gabe, in bäuerlichen Kreisen durch seine Sachkenntnis anregend und aufklärend zu wirken. Aus allen Kronländern Österreichs strömten Schüler herbei, so daß die Unterrichtsräume schon binnen wenigen Jahren nicht mehr ausreichten und 1863 zur Vergrößerung der Anstalt geschritten werden mußte, bei welcher Gelegenheit dieselbe vom niederösterreichischen Landtag übernommen wurde. Neben seiner Lehrtätigkeit bemühte sich Babo mit großem Geschick und Erfolg, durch Wort und Schrift in Österreich seinen Ideen über eine rationelle Behandlung der Rebe und deren Erzeugnisse Eingang zu verschaffen. Auch die größeren Weingutsbesitzer, die anfangs seiner Tätigkeit und seinen Bestrebungen mit geteilten Gefühlen bezw. mit Mißtrauen begegneten, faßten allmählich zu ihm Vertrauen und schickten ihre Söhne mit höherer Vorbildung, als sie bisher die Schüler in Klosterneuburg aufzuweisen hatten, an die von Babo geleitete Anstalt, was den Anstoß gab, dieselbe zu einer Mittelschule zu erheben und sie unmittelbar dem k. k. Ackerbauministerium zu unterstellen. Die Erfolge Babos waren inzwischen auch in anderen Ländern nicht übersehen worden und hatten zur Folge, daß derselbe im Jahre 1877 an die k. preuß. Lehranstalt für Obst- und Weinbau zu Geisenheim berufen wurde; günstigere Anerbietungen der österreichischen Regierung bestimmten ihn jedoch zu bleiben bezw. die Berufung abzulehnen. Nach Errichtung der Hochschule für Bodenkultur in Wien im Jahre 1872 wurde Babo an derselben mit der Abhaltung von Vorträgen über Weinbau betraut.

Zahlreiche Bücher, Broschüren, periodische Schriften, Aufsätze &c. liefern ein beredtes Zeugnis von der unermüdlichen Tätigkeit und dem Schaffensdrang Babos, der wohl als der hervorragendste Weinbauer und Weinkenner in Österreich-Ungarn gelten konnte. Von seinen bedeutenderen literarischen Leistungen &c. seien erwähnt: „Der Tabak und sein Anbau 1852", „Das landwirtschaftliche Korrespondenzblatt für das Großherzogtum Baden 1854—1857", „Die Urbarmachung des Hofgutes Lilienthal 1860", „Natur und Landbau 1872—1874", „Handbuch des Weinbaues und der Kellerwirtschaft 1881—1885", „Die Weinlaube 1869—1893", „Illustrierter Weinbaukalender 1872—1893" &c. Gelegentlich der Weltausstellung in Wien im Jahre 1873 bildeten die Mustergärten Babos vielfach das Stelldichein hervorragender Weinzüchter des Deutschen Reiches, Frankreichs &c. Zu Beginn der neunziger Jahre, als

in den Versuchsgärten von Klosterneuburg die Reblaus erstmals entdeckt wurde, schob man mit Unrecht auf Babo die Schuld, dieselbe durch Bezug von amerikanischen Reben eingeschleppt zu haben. Wie unzutreffend dieser Vorwurf war, geht daraus hervor, daß sich die Reblaus in kurzer Zeit in fast allen weinbautreibenden Gegenden der Erde verbreitet hat. Babo ließ es sich auch nach seiner am 1. November des Jahres 1888 erfolgten Zuruhesetzung angelegen sein, allen denen, die sich an ihn um Auskunft wendeten, mit Rat und Tat an die Hand zu gehen. Nach langem schweren Leiden ist Babo in Weidling, wohin er sich nach seiner Zuruhesetzung zurückgezogen hatte, am 16. Oktober 1894 im 68. Lebensjahre verschieden, beweint von seiner in zweiter Ehe ihm angetrauten Gattin, vier Söhnen und einer Tochter. Seine zahlreichen Schüler, die in verschiedenen Berufsstellungen in Österreich-Ungarn tätig sind, betrauerten in ihm ihren vorzüglichen Lehrer und einen der tüchtigsten Praktiker; sie werden ihm stets ein freundliches Gedenken bewahren.

Dr. Deurer.

Lambert Heinrich Joseph Anton Konrad Freiherr von Babo,

Dr. med. Professor der Chemie zu Freiburg i. B. 1854—1883, ausgezeichnet durch gediegene wissenschaftliche Experimentalarbeiten und vorzügliche Konstruktionen von Apparaten, wurde geboren als der Sohn des um die Landwirtschaft hochverdienten Lambert Joseph von Babo (vergl. Bad. Biogr. I, 15) am 25. November 1818 zu Ladenburg am Neckar. Dort verlebte er die ersten Jugendjahre. Seine Mutter verlor er früh, und als der Vater sich wieder verheiratete, siedelte er mit ihm nach Weinheim über, wo seine Erziehung gemeinsam mit der seiner Stiefbrüder durch den im Hause lebenden alten Jugenderzieher des Vaters, Dr. Batt, geleitet wurde. Dieser, ein Mann von vielseitigem Wissen, war von großem Einfluß auf die geistige Entwicklung des für Hohes und Schönes sich leicht begeisternden Knaben und legte den Grund zu einer auch im späteren Leben oft betätigten idealen Lebensanschauung. Da der Erzieher auch über naturwissenschaftliche Kenntnisse verfügte, so fehlte es auch in dieser Richtung nicht an frühzeitigen Anregungen, zumal des Vaters Tätigkeit für die Landwirtschaft sich oft auf dem Boden der Naturforschung bewegen mußte. Die weitere Vorbildung erlangte er zunächst in dem Benderschen Institut zu Weinheim,

wo er bereits mit seinem späteren Fachkollegen (s. u.) R. Fresenius bekannt und befreundet wurde. Etwa im 16. Lebensjahre trat er in das Lyceum zu Mannheim ein, nach dessen Absolvierung er Michaelis 1837 die Universität Heidelberg bezog, um Medizin zu studieren. Schöne und frohe Semester verlebte er hier im Verein mit einer Schar gleichgesinnter Jugendgenossen (wir nennen nur die Namen der Mannheimer Freunde Behaghel, Jolly, Scipio). In den Mußestunden wurde eifrigst seiner Lieblingsneigung, der Musik, gehuldigt. Im Sommersemester 1840 studierte er in München, wo er sich eingehend mit der neuen, großes Aufsehen erregenden Erfindung der Daguerrotypie beschäftigte. Sein im späteren Leben oft bekundetes Interesse für den photographischen Prozeß leitet sich aus jener Zeit her. Das medizinische Doktorexamen bestand Babo den 29. Oktober 1842 in Heidelberg. Inzwischen war jedoch seine Neigung zu der Chemie immer mehr zur Herrschaft gelangt, wozu auch der Einfluß des hervorragenden Lehrers der Chemie, Leopold Gmelin, in dessen Haus er freundschaftlich verkehrte, beigetragen hatte. Er widmete sich von nun an ganz diesem Fach und ging daher Ostern 1843 noch ein Semester zu Liebig nach Gießen, wo er wieder mit früheren Freunden, wie mit Fresenius, Will zusammentraf, und neue freundschaftliche Beziehungen, wie mit A. W. Hofmann, anknüpfte. Mit Fresenius gemeinsam führte er dort seine erste chemische Arbeit aus über den Nachweis des Arsens in Vergiftungsfällen. Hierauf ging Babo nach Freiburg i. B., wo er eine bleibende Stätte akademischer Wirksamkeit suchte und fand. Er arbeitete zuerst bei dem Chemiker Fromherz, dessen Assistent er 1844 wurde, habilitierte sich den 27. März 1845 an der Universität und errichtete mit bedeutenden persönlichen Opfern ein Privatlaboratorium. Im Jahr 1847 gründete er sich auch ein häusliches Heim, indem er sich mit Fräulein Elise Baumgärtner, Tochter des Geheimerats und Hofgerichtspräsidenten Fr. Baumgärtner in Freiburg, zu einer glücklichen Ehe verband, welcher zwei Söhne und eine Tochter erwuchsen. Babo wurde im November 1853 interimistischer und den 16. Juni 1854 zugleich mit seiner Ernennung zum außerordentlichen Professor definitiver Leiter des chemischen Universitätslaboratoriums als Nachfolger von Fromherz, den 16. März 1859 ordentlicher Professor der Chemie in der medizinischen Fakultät. Für das Jahr 1865/66 zum Prorektor erwählt, verfaßte er zu der Geburtstagsfeier des Großherzogs Friedrich eine Abhandlung „über die Chemie als Bildungsmittel des Arztes“, aus deren

Einleitung man den Schüler Liebigs wiedererkennt. Treu wirkend und lehrend an der Universität, der Wissenschaft dienend durch neue Methoden, die er ersann, viel beschäftigt als Examinator, als Sachverständiger durch gerichtliche Untersuchungen, erfüllte er seinen Beruf bis zum Jahr 1883, in welchem er (den 15. Okt.) die von ihm erbetene Pensionierung erhielt. Seine damals bereits leidende Gesundheit ließ ihn befürchten, der bevorstehenden durchgreifenden Reorganisation des chemischen Unterrichtes, welche eine Folge der modernen Umgestaltung der chemischen Anschauungen war, nicht mehr in vollem Maße entsprechen zu können. Der aus dem aktiven Dienst Scheidende wurde seitens der deutschen chemischen Gesellschaft durch die Wahl zum auswärtigen Vizepräsidenten für das Jahr 1884 geehrt. Der Großherzog verlieh ihm den Titel „Geheimer Hofrat" und später gelegentlich des 50jährigen Doktorjubiläums den Titel „Geheimer Rat". Babo siedelte nach seiner Pensionierung nach Karlsruhe über und wohnte im Sommer regelmäßig auf seinem Erbgut Frauenalb. Dem milden Klima und der guten Luft dieses freundlich gelegenen Kurortes ist es wohl zu danken, daß er sich noch eine Reihe von Jahren hindurch körperlich und geistig verhältnismäßig rüstig erhielt. Wie schon in Freiburg in seinem geselligen Hause, versammelte sich auch oft in Frauenalb um ihn ein Kreis von Freunden und Verwandten; wie dort, so wurde auch hier die Musik eifrig gepflegt, die ihm ein Labsal bis in die letzten Tage seines Lebens blieb. Sein wissenschaftliches Interesse erkaltete nie und gerne ließ er sich über bedeutendere Fortschritte auf dem Gebiet der Physik und Chemie berichten. Besondere Freude erregte ihm der gewaltige Fortschritt der Elektrotechnik, da die Nutzbarmachung der Naturkräfte zur Erzeugung von Elektrizität ein von ihm schon in Freiburg vielbesprochenes Kapitel bildete, wie er auch schon selbst versucht hatte, kleine Dynamomaschinen zu konstruieren. — Babo starb in Karlsruhe den 15. April 1899 an den Folgen eines Schlaganfalles, nachdem ihm seine Gemahlin fünf Jahre vorher in die Ewigkeit vorangegangen war. — Mit Babo schied ein Mann von edlem, uneigennützigem und offenem Charakter. Die lebhafte, zuweilen selbst etwas heftige Art, mit welcher er für seine Überzeugung eintrat, entsprang derselben Wärme der Empfindung, welche ihn der Freundschaft so zugänglich und so geneigt machte, andern mit Rat und Tat zur Hand zu gehen. Mit vielen seiner Freiburger Kollegen stand er daher in jenem idealen Freundschaftsverhältnis, durch welches sich die akademische Gemeinsamkeit zu einer so fruchtbringenden zu ge-

stalten vermag, und ebenso angenehme, durch öfteren Besuch erneuerte

wurde angeregt durch eine Aufforderung Bunsens auf der Naturforscher-

Einleitung man den Schüler Liebigs wiedererkennt. Treu wirkend



23. Städte.
24. Städte: Befestigung und städtisches Leben.
25. Städte.
26. dto.
27. dto.
28. dto.
29. Zur Pfälzischen Geschichte.
30. dto.
31. dto.
32. Grenzkämpfe mit den Eidgenossen.
33. Aus der Geschichte Peters von Hagenbach, des burgundischen Landvogts zu Breisach.

Zur Pfälzischen Geschichte im Zeitalter der absoluten Fürstenmacht.
dto.
Zur Pfälzischen Geschichte.
Zeitalter der Aufklärung.
dto.
Zur Rechtspflege vor dem Beginn der Aufklärung.
Zur Wirtschaftsgeschichte des XVIII. Jahrhunderts.
Zeitalter der französischen Revolution.
dto.
dto.
dto.
dto.
Zeitalter Napoleons.
Der russische Feldzug.
Der Sturz der Napoleonischen Herrschaft.
Beginn des XIX. Jahrhunderts.
Das Verkehrswesen.
Der Hecker- und der Struvepntsch 1848.
Die Revolution in Baden 1849.
Der Krieg gegen Dänemark 1848/49.
Der Krieg vom Jahre 1866.
Deutsch-französischer Krieg.
dto.
Die Kaiserproklamation im Schloß zu Versailles am 18. Januar 1871.
Großherzog Friedrich und Großherzogin Luise von Baden.

…rd bei seiner schönen …n Preis von allen Ge…rüßt werden. Es gibt …esse für Geschichte zu …unentbehrlich.

…uchdruckerei.



Aus Tafel 36: **Der Pranger.**

sich die akademische Gemeinsamkeit zu einer so fruchtbringenden zu ge-

stalten vermag, und ebenso angenehme, durch öfteren Besuch erneuerte Beziehungen unterhielt er zu seinen Heidelberger, Karlsruher, Basler Kollegen, von denen wir nur Bunsen, Kirchhoff, Eisenlohr, Lothar Meyer, Engler, Schönbein nennen. — Überblickt man die wissenschaftlichen Leistungen Babos, so erkennt man eine Mannigfaltigkeit, die dadurch erklärlich wird, daß seine Wirksamkeit zusammenfiel mit dem Aufblühen der Chemie unter Liebigs Einfluß, mit einer Zeit also, in welcher sich dem chemischen Forscher die verschiedensten Gebiete für experimentelle Studien eröffneten. Für das Experiment selbst zeigte Babo besondere Neigung und Begabung. Aber die technischen Hülfsmittel, das Handwerkszeug des Chemikers, waren noch zu wenig ausgebildet. Babo griff aufs nützlichste in die Entwicklung der Chemie schon dadurch ein, daß er die Zahl jener Hülfsmittel oder Apparate vergrößerte, und noch heute sehen wir viele derselben in Laboratorien im Gebrauch, wie Gasentbindungsapparate, Kochtrichter, Perlöhren u. s. w. Die allgemeine Einführung des Leuchtgases hat auch ihn veranlaßt, dasselbe für Laboratoriumszwecke nutzbar zu machen, wie z. B. durch die Konstruktion des Verbrennungsgasofens für Elementaranalyse, eines Explosionsofens und eines Thermoregulators zu demselben. Die in physiologischen Instituten jetzt unentbehrliche Laboratoriumszentrifuge war — freilich in der einfachsten Form — schon von ihm konstruiert und wurde viel zum Filtrieren benützt. Auf dem Gebiet der organischen Chemie wandte er sich mit Vorliebe der komplizierten Körpergruppe der Alkaloide zu. Mit Hirschbrunn zerlegte er das als Sulfozyanat aus dem weißen Senf gewonnene Sinapin in Sinapinsäure und Sinkalin. Da das letztere identisch mit dem Cholin, so haben Babo und Hirschbrunn diese physiologisch wichtige Base bereits unter Händen gehabt. Im Verein mit Keller entdeckte er die Piperinsäure als ein Produkt der Spaltung des Piperins des Pfeffers. Aus dem Zinchonin erzeugte er durch die Kraft des elektrischen Stromes das Chinolin. Für die Gewinnung von Aldehyd und von Furfurol verbesserte er die Darstellungsmethoden. Hervorragend und originell sind diejenigen seiner Arbeiten, bei welchen die Lösung des wissenschaftlichen Problems sich in der Konstruktion eines zweckentsprechenden Apparates zuspitzte. Dahin gehört eine ältere Studie über die Spannkraft des Wasserdampfes in Salzlösungen, deren Resultate für die theoretische Physik von Bedeutung geworden sind, namentlich aber die große Untersuchung über die Natur des Ozons. Dieselbe wurde angeregt durch eine Aufforderung Bunsens auf der Naturforscher-

versammlung zu Karlsruhe (1858), wo Babo einen Apparat zur Erzeugung von Ozon (mit Hülfe von Phosphor) vorgezeigt hatte, den er später durch einen dem Siemensschen ähnlichen Apparat ersetzte. Durch neue eingehende Untersuchungen, welche mit Claus zusammen fortgesetzt wurden, stellte er in fundamentaler Weise die Bedingungen der Ozonbildung, den Einfluß der Feuchtigkeit, der Temperatur, des Druckes auf dieselbe fest und ermittelte das erreichbare Maximum der Ozonisation des Sauerstoffs. Die bereits von Andrews und Tait beobachtete Verdichtung des Sauerstoffs bei der Ozonbildung wurde bestätigt. Er erwarb sich ferner ein Verdienst durch seine Stellungnahme zu der Frage der Existenz eines Antozons. Die hierüber ausgeführten Versuche machten es wahrscheinlich, daß ein solches nicht existiert, ein Schluß, der durch die neusten Untersuchungen über den Gegenstand bestätigt worden ist. Das schon oben erwähnte Interesse Babos für den photographischen Prozeß regte ihn an zu manchen Versuchen über denselben. Wie sehr er bemüht war, die Photographie für die wissenschaftliche Forschung nutzbar zu machen, beweist sein wohlgelungener Versuch der stereoskopischen Darstellung mikroskopischer Gegenstände. Mit J. Müller wies er die Fluoreszenz erregende Eigenschaft des Schwefelkohlenstoff-Blitzlichtes nach. Das Spektrum desselben photographiert, zeigte zwei gelbe und eine grüne Linie. Babo war auch bestrebt, sein Wissen nach praktischen Richtungen nutzbar zu machen und stellte den Fabrikanten seines Heimatsortes, welche seine Erfahrung in Anspruch nehmen wollten, diese gerne zur Verfügung. Zuweilen berührten seine Untersuchungen, einer aus Jugendeindrücken erklärlichen Vorliebe folgend, auch das landwirtschaftliche und önologische Gebiet. So führten ihn seine früheren Studien über das Verhalten des Wasserdampfes zu einer Untersuchung über die Eigenschaft der Ackererde, den Wasserdampf der Luft zu absorbieren. Er machte hierbei die merkwürdige, später auch von Stellwaag bestätigte Beobachtung, daß vorgetrocknete Ackererde, wenn sie rasch in einen feuchten Raum übergeführt wird, sich infolge der Verdichtung von Wasserdampf oft um mehrere Grade erwärmt. Dieses Verhalten bietet einen gewissen Schutz gegen zu starke Abkühlung in klaren Nächten, welcher besonders für tropische Gebiete von nicht zu unterschätzender Bedeutung sein dürfte. Die Praxis der Weinbereitung förderte er durch die Konstruktion der bekannten „Mostpeitsche", einer auf Zentrifugalkraft beruhenden einfachen Einrichtung zum Lüften des Mostes. Zuweilen wurden in seinem Laboratorium — wie z. B. durch Famintzin

— auch Untersuchungen über den Reifeprozeß der Weintrauben ausgeführt. Die rapide Entwicklung, welche in jenen Jahren die moderne Strukturtheorie nahm, vermochte den vorwiegend dem exakteren Experiment geneigten Forscher weniger zu fesseln. Daß die neue Lehre in seinem Kollegen und früheren Assistenten Claus einen enthusiastischen Vertreter gefunden hatte, war für ihn insofern von Vorteil, als er seine Erfindungsgabe nun um so mehr durch die Konstruktion physikalisch-chemischer Apparate betätigen konnte. In der Tat weisen seine letzten Freiburger Jahre noch einige schönen Leistungen nach dieser Richtung auf. Dahin gehört seine meisterhaft konstruierte, selbsttätige Wasserquecksilberluftpumpe, welche für alle späteren Erfindungen dieser Art vorbildlich wurde. Dasselbe Geschick bewährte sich nochmals bei einer mit seinem Freund und Kollegen E. Warburg gemeinsam ausgeführten Untersuchung über den Zusammenhang zwischen Viskosität und Dichtigkeit bei flüssigen, insbesondere gasförmig flüssigen Körpern. Über die Mehrzahl seiner Untersuchungen und Erfindungen hat Babo in der naturforschenden Gesellschaft zu Freiburg i. B. berichtet. Wenn auch von vielen kleineren Mitteilungen nur der Titel überliefert ist, so bestätigen sie doch in ihrer Gesamtheit die oben bereits erwähnte Mannigfaltigkeit der Untersuchungsrichtungen, welche viele Chemiker kennzeichnet, die den so vielseitigen Anforderungen jener Periode ihrer Wissenschaft zu entsprechen suchten. (Vgl. Ber. d. Verhandl. d. naturf. Ges. zu Freiburg i. B. Bd. I [1855] — VIII [1882]. Die wichtigeren Abhandlungen s. Liebigs Annalen d. Chemie u. Pharm. Bd. 49, 82, 84, 85, 140, Suppl. Bd. II. Poggendorffs Annalen 97, Wiedemanns Annalen 17, Journ. f. prakt. Chemie Bd. 72, Ber. d. Deutschen chem. Ges. Bd. 12, 13, Nekrolog s. das. Bd. 32 und Chem. Ztg. [Koethen] 1899 Nr. 33. Vgl. ferner: Allg. Deutsche Biographie Bd. 46, Nachträge.) A. Emmerling.

Großherzogliches Haus Baden.

Ludwig Wilhelm August, Prinz und Markgraf von Baden, wurde am 18. Dezember 1829 zu Karlsruhe als der dritte Sohn des Markgrafen und nachmaligen Großherzogs Leopold geboren. Herangewachsen unter der treuen Obhut der Eltern und im blühenden Kreise zahlreicher Geschwister hat sich der Prinz schon frühzeitig der Laufbahn des Soldaten zugewendet. Noch vor vollendetem achtzehnten Lebensjahre wurde Prinz Wilhelm durch Allerhöchsten Befehl vom 27. November 1847 in der Charge eines Leutnants dem Badischen

Leibinfanterieregiment zugeteilt. Im Jahr 1849 trat er als Premierleutnant in die preußische Armee über und verbrachte die nächsten Jahre, und damit auch die Zeit der aufständigen Bewegungen, außerhalb des Landes zu. Zunächst im ersten Preußischen Garderegiment zu Fuß und seit 1854 in der Gardeartillerie durchlief der seinem Berufe mit ganzer Seele ergebene Prinz rasch die Folge der militärischen Chargen, und schon im Jahre 1862 wurde ihm als Generalmajor das Kommando der Gardeartilleriebrigade übertragen. Noch im gleichen Jahre à la suite der Armee gestellt, kehrte er in die Heimat zurück. Bald darauf zum Generalleutnant und Generalinspektor der badischen Truppen ernannt, übernahm er im November 1865 das bis dahin vom Großherzog Friedrich geführte Generalkommando über das Badische Armeekorps. Als Baden durch die Verhältnisse genötigt war, zum Kriege von 1866 sich den Gegnern Preußens anzuschließen, entschloß sich Prinz Wilhelm unter Hintansetzung durch seine bisherige Laufbahn gewonnener persönlicher Gesinnungen, aber in klarer Erfassung und strenger Erfüllung der soldatischen Pflicht, die Führung der badischen Felddivision zu übernehmen. Das Schicksal des Feldzugs war bereits in Böhmen entschieden, bevor die badischen Truppen zur Aktion kamen. Die Gefechte, an welchen teilzunehmen sie noch berufen waren, konnten eine Bedeutung für den Ausgang nicht mehr in sich tragen. Auch nach dem Friedensschluß behielt Prinz Wilhelm das Kommando über die badischen Truppen, bis er auf wiederholtes Ansuchen durch Allerhöchsten Befehl des Großherzogs vom 21. April 1869 desselben unter Anerkennung treuer und guter Dienste enthoben wurde. Aber noch war dem Prinzen ein glänzender, ruhmreicher Abschluß seiner militärischen Laufbahn beschieden. Als im Jahre 1870 die Nation zum Kampfe um Deutschlands Einheit zu den Waffen eilte, wollte auch Prinz Wilhelm Blut und Leben für dieses Ziel einsetzen, bereit, selbst ein Kommando von geringerem Umfang zu übernehmen. Auf sein Ansuchen wurde danach dem Prinzen der Befehl über die erste Badische Infanteriebrigade im Oktober 1870 übertragen. Unter seiner Führung hat die Brigade in dem an Gefahren und Erfolgen reichen Feldzug des Werderschen Korps in Burgund ruhmvollen Anteil errungen, vor allem bei der Einnahme von Dijon und im Gefechte bei Nuits. Hier hat der Prinz am 18. Dezember 1870, am Tage, da er sein 41. Lebensjahr vollendete, den schönsten Lorbeer des Soldaten gewinnen und eben, da er seine Truppen zu siegreichem Angriff dem Feinde entgegenführte, sein Blut

für das Vaterland vergießen dürfen. Von einer Kugel schwer am Kopfe verwundet, mußte er das Schlachtfeld verlassen. Nach dem Frieden führte der Prinz kein aktives Kommando mehr. Von Kaiser Wilhelm I. im Jahre 1873 zum General der Infanterie ernannt, verblieb er Chef des 4. Badischen Infanterieregimens Nr. 112 und wurde in der Folge à la suite des 1. Garde-Feldartillerieregiments und außerdem des 1. Badischen Leib-Grenadierregiments Nr. 109 gestellt. Noch während der Prinz an der bei Nuits erhaltenen Wunde daniederlag, wurde er zum Reichstage des neuerkämpften Deutschen Reiches als Abgeordneter des Wahlbezirks Karlsruhe-Bruchsal gewählt. Prinz Wilhelm hat sich im Reichstage, welchem er bis zum Jahre 1877 angehörte, einer Gruppe gleichgesinnter, edeldenkender, zum Teil den höchsten Kreisen der Nation entstammter Männer angeschlossen, welche rückhaltlose Hingabe an Kaiser und Reich in dem für die Partei gewählten Namen der Reichspartei zum Ausdruck brachten. Aber auch dem Wohle des badischen Heimatlandes hat Prinz Wilhelm jederzeit volles und warmes Interesse gewidmet. Durch Geburt Mitglied der Ersten Kammer hat der Prinz durch lange Jahre hindurch und noch zuletzt auf dem außerordentlichen Landtage im Januar 1897 deren Verhandlungen als Präsident geleitet. Dieses Amtes hat derselbe mit strengem Gerechtigkeitssinn und in der ihm eigenen aus vornehmer und zugleich wohlwollender Gesinnung hervorgegangenen freundlich entgegenkommenden Weise gewaltet, und damit die dauernde Verehrung und Dankbarkeit der zur gemeinsamen Mitarbeit Berufenen gewonnen. In den Jahren 1855 und 1856 begab sich Prinz Wilhelm nach Rußland, um den Großherzog bei der Beisetzung des Kaisers Nikolaus I. und bei der Krönung des Kaisers Alexander II. zu vertreten. Wenige Jahre später schloß sich der Prinz dem Hauptquartier der zur Unterwerfung des Kaukasus formierten russischen Armee an. Zu Beginn des Jahres 1863 begab sich der Prinz abermals an das Russische Hoflager; dieses Mal aber, um den Bund der Ehe mit der Prinzessin Marie Maximilianowna, Herzogin von Leuchtenberg, Prinzessin Romanowsky, einzugehen und, nach der am 11. Februar 1863 im Winterpalais zu St. Petersburg vollzogenen Vermählungsfeier, die erlauchte Gemahlin in die neue Heimat zu führen. Zwei Kinder sind aus diesem Ehebund entsprossen, Prinzessin Marie, Gemahlin des Erbprinzen Friedrich von Anhalt, Herzogs zu Sachsen, und Prinz und Markgraf Maximilian. In der am 13. Februar 1888 begangenen Feier der silbernen Hochzeit hat der Segen, welcher über

diesem Hausstande waltete, einen freundlichen und zutreffenden Ausdruck gefunden. Zum 18. Dezember 1895, dem 25. Jahrestage von Nuits, verlieh Kaiser Wilhelm II. dem Prinzen den Orden pour le mérite. Aus allen Gauen des Landes waren die Veteranen zur Feier dieses Erinnerungstages nach der Residenz zusammengekommen. Der Jubel und die Begeisterung, welche die ritterliche Gestalt des Prinzen beim Eintritt in die festliche Versammlung empfingen, durften dem Gefeierten eine Bestätigung der Liebe und Verehrung bieten, welche Prinz Wilhelm sich in allen Kreisen des Volkes erworben hatte. Schon längere Zeit hatte sich bei dem Prinzen ein Halsleiden entwickelt, infolgedessen eine im März 1897 eingetretene katarrhalische Erkrankung einen bedenklichen Charakter annahm. Nach vorübergehender Besserung erfolgte am 25. April eine neue Erkrankung, welche bei rascher Abnahme der Herztätigkeit zum Tode führte. Am 27. April, morgens 6 Uhr, entschlief Prinz Wilhelm, umgeben von den Allerhöchsten Herrschaften, seiner Gemahlin und seinen Kindern, sanft, nachdem er sein Leben auf 67 Jahre 4 Monate und 10 Tage gebracht hatte. (Karlsruher Zeitung 1897. Nr. 203.)

Marie Amalie, Fürstin zu Leiningen, Prinzessin von Baden, wurde am 20. November 1834 zu Karlsruhe als zweite Tochter des Großherzogs Leopold von Baden und seiner Gemahlin Sophie geboren. Sie genoß eine sehr sorgfältige Erziehung und wurde durch hervorragende Kräfte unterrichtet. Beachtenswert war ihre Begabung für Malerei (Lehrer: Galeriedirektor J. C. Frommel) und Musik (Lehrer: F. Haunz und J. W. Kaliwoda). Im Klavierspiele brachte sie es bald zu einer großen Vollkommenheit. Am 28. April 1858 erfolgte ihre Verlobung mit dem Fürsten Ernst zu Leiningen, und zwar zu Gotha, gelegentlich eines Besuches bei ihrer älteren Schwester, der Herzogin Alexandrine. Die Vermählung des jungen Paares fand am 11. September desselben Jahres im Residenzschlosse zu Karlsruhe statt. Der von keinerlei politischen Rücksichten eingegebenen Verbindung war doch insofern eine politische Bedeutung nicht abzusprechen, als sie jene unangenehme Erinnerung an die im Jahre 1806 durch Baden erfolgte Annektierung des Fürstentums Leiningen austilgte und somit nach dem Empfinden der Bevölkerung gleichzeitig einen erfreulichen Friedensschluß darstellte. Am 19. September 1858 hielten die Neuvermählten ihren feierlichen Einzug in Amorbach, der Bayerischen Residenz der Fürsten zu Leiningen. Da Fürst Ernst wegen seiner nahen verwandtschaftlichen

Beziehungen zum englischen Königshause von Jugend auf der englischen Marine angehörte, folgte ihm seine Gemahlin schon im Herbste 1858 nach England. Mit herzlicher Liebe, besonderer Wertschätzung und wahrhaft mütterlicher Fürsorge wurde sie dort von der Königin Viktoria aufgenommen. Die damals zwischen den beiden hohen Frauen angeknüpften freundschaftlichen Beziehungen gewannen mit den Jahren nur an Innigkeit und wurden erst durch den Tod gelöst. Nachdem der Herbst 1860 und das ganze Jahr 1861 wieder in Deutschlaud zugebracht worden waren, siedelte das fürstliche Paar im Frühjahre 1862 nach La Valetta auf der Insel Malta über, wo Fürst Ernst ein höheres Kommando übernahm. Erst nach einem vollen Jahre, im April 1863, trat die Fürstin die Rückreise nach England an. Am 24. Juli 1863 schenkte sie dort, und zwar zu Osborne auf der Insel Wight, einer Tochter das Leben, welche die Namen Alberta Viktoria Sophie Ernestine Marie erhielt. Die folgenden Jahre wurden nun teilweise in England, teilweise in Deutschland verlebt. Zu Osborne erblickte auch das zweite Kind des fürstlichen Paares, der Erbprinz Emich Eduard Karl, am 18. Januar 1866 das Licht der Welt. Eine längere Reise des Jahres 1877 führte die Fürstin auf mehrere Monate nach Rom und Neapel: ein Aufenthalt, dessen großartige Eindrücke ihrem feinen Kunstsinn die reichste Anregung und Befriedigung gewährten. Selbst von den interessantesten Fahrten in fremde Meere und Länder kehrte sie aber immer wieder gern in ihre deutsche Heimat zurück. Das kleine, verkehrsarme Amorbach mit seinem einfachen, aber behaglichen Winterpalais und die in tiefe Waldeinsamkeit vergrabene fürstliche Sommerresidenz Waldleiningen liebte sie über alle Maßen. Auch nach ihrer Vaterstadt Karlsruhe fühlte sie sich stets von neuem hingezogen. Mindestens einen kurzen Besuch stattete sie alljährlich ihren hohen Verwandten ab. Während der Jahre 1878—1884, in welchen Zeitraum der Besuch des Karlsruher Gymnasiums durch den Erbprinzen fällt, wurde die fürstliche Hofhaltung regelmäßig auf einige Monate dorthin verlegt. Hier war es auch, wo zu Ostern 1880 die Konfirmation der Prinzessin Alberta gefeiert wurde: ein schönes, weihevolles Fest, das leider für die Fürstin den Höhepunkt ihres Glückes bilden sollte. Schon kurze Zeit danach stellte sich bei der jugendlich zarten Prinzessin ein gefährliches Augenleiden ein, das allen Bemühungen hervorragender Spezialisten spottete und schließlich nach Jahren mit dem völligen Verluste der Sehkraft endete. Obwohl die Kranke ihr schweres Schicksal mit

rührender Ergebung ohne jede Klage trug, litt das Herz der Mutter unsäglich darunter. Nur noch einmal, vom Sommer 1885 bis zum Frühjahre 1887, nahm das fürstliche Paar längeren Aufenthalt im Auslande, und zwar zu Sheerneß an der Themsemündung, wo der Fürst den Posten eines kommandierenden Admirals bekleidete. Die darauffolgenden Jahre wurden größtenteils in stillster Zurückgezogenheit zu Amorbach und Waldleiningen verlebt. Ein seit längerer Zeit aufgetretenes Herzleiden machte der Fürstin die größte Schonung zur Pflicht. Der zweimalige Besuch des Bades Nauheim in den Jahren 1895 und 1897, sowie eine mehrwöchentliche Kur zu Baden-Baden im Herbst 1899 brachten ihr zwar eine vorübergehende Besserung, nicht aber die ersehnte Genesung. Das Glück und die Freude ihres Alters war die im Jahre 1894 erfolgte Vermählung ihres einzigen Sohnes mit der Prinzessin Feodora zu Hohenlohe-Langenburg und das Heranwachsen und Gedeihen der aus dieser Verbindung entsprossenen blühenden Kinder. In dem weltfernen Waldleiningen war es, wo sie nach kaum vollendetem 65. Lebensjahre am Abend des 21. Novembers 1899 ihre Augen für immer schloß. Wenige Tage später, am 24. November, wurden daselbst ihre irdischen Überreste im engsten Familienkreise in der fürstlichen Gruft unter der Schloßkapelle beigesetzt. Von den auswärtigen Verwandten des fürstlichen Hauses wohnten der Großherzog, die Großherzogin und Prinz Karl von Baden, sowie der Fürst zu Hohenlohe-Langenburg der stillen Trauerfeier bei. Zur Seite der Fürstin ruht jetzt ihre treue, schwergeprüfte Tochter Alberta, die schon am 30. August 1901 der Mutter im Tode folgte. — Fürstin Marie war von der Natur mit den reichsten Gaben des Körpers, des Geistes und des Gemütes ausgestattet. Wie ihre zahlreichen Jugendbilder beweisen, war sie als Braut und junge Frau eine überaus anmutige, liebreizende Erscheinung. Aber auch in ihren späteren Jahren stand jeder, der ihr persönlich nahen durfte, unter dem Zauber ihrer feingeschnittenen, edlen und hoheitsvollen Züge. Bei aller Leutseligkeit und Liebenswürdigkeit ihres Wesens verriet doch jeder Zoll an ihr die Fürstin. Ihr reicher, lebendiger Geist folgte allen wichtigen Ereignissen des öffentlichen Lebens mit dem größten Interesse. An keiner bedeutenderen Erscheinung der Literatur und Kunst ging sie achtlos vorüber. Die Musik pflegte sie mit besonderer Liebe und Begeisterung. Ihr edles, wahrhaft frommes Herz nahm an dem Wohl und Wehe ihrer engeren und weiteren Umgebung, ja der gesamten Bevölkerung ihrer Heimat den wärmsten und innigsten Anteil.

Großmütig und zartfühlend übte sie unabläſſig die chriſtliche Tugend der Wohltätigkeit. Oftmals pflegte sie zu sagen: „Wenn ich von der Bedürftigkeit der Menschen überzeugt bin, helfe ich von Herzen gern". Manchem angehenden Künstler, Schriftsteller und Gelehrten ermöglichte sie durch reichliche Zuwendungen die Vollendung seines Bildungsganges. Der armen Bevölkerung des Odenwaldes war sie ein Trost und Hülfe bringender Schutzengel. Eine ihrer schönsten Charaktereigenschaften aber war die unauslöschliche Dankbarkeit, mit der sie nicht nur aller Wohltaten und Liebesbeweise ihrer Eltern und Verwandten, sondern auch der oftmals nur bescheidenen Dienste gedachte, die ihr in ihrem Leben durch Lehrer oder Erzieher, Beamte oder Bedienstete in Treue geleistet worden waren. Schreiber.

Fürstin Josephine von Hohenzollern, geb. Prinzessin von Baden, wurde als Tochter des Großherzogs Karl von Baden und der Großherzogin Stephanie am 21. Oktober 1813 in Karlsruhe geboren. Eine treffliche Jugendbildung legte den tiefen fruchtbaren Grund zu jenem Schatz von Kenntnissen, jenem feinen, künstlerischen Geschmack, zu Sicherheit und Ruhe des Urteils, die alle, die der Fürstin nahe stehen durften, so sehr bewunderten. Die Prinzessin vollendete gerade ihr 21. Lebensjahr, als ihre Vermählung an ihrem Geburtstag mit dem damaligen Erbprinzen Karl Anton von Hohenzollern-Sigmaringen im großherzoglichen Schlosse zu Karlsruhe in Gegenwart der nächsten beiderseitigen Anverwandten stattfand, — die sechste, welche zwischen dem badischen Hause und den Hohenzollern geschlossen wurde. Der Jubel der hohenzollerschen Bevölkerung empfing die jugendschöne, badische Prinzessin, als sie an der Seite ihres Gemahls am 1. November 1834 im Schlosse zu Krauchenwies eintraf. Einen schöneren Verein, ein innigeres Zusammenleben hat es nie gegeben. Die Fürstin nahm an allen Ideen und Entwürfen ihres Gemahls den regsten, unermüdeten Anteil. Mit ihrer geistigen Klarheit verfolgte sie alle Ereignisse der Zeit, besonders seit Fürst Karl Anton, durch das besondere Vertrauen des damaligen Prinzregenten Wilhelm dazu berufen, die Präsidentschaft des preußischen Ministeriums, des Ministeriums der neuen Ära, übernommen hatte. Wenn sie naturgemäß auch nicht durch irgendwelche Einmischung auf die Leitung der Dinge Einfluß geübt hat, so bot doch ihre harmonische Auffassung und Anschauung nach vielen Richtungen dem Fürsten Stütze und Erholung, die dieser nur im häuslichen Kreise fand. Daneben hat

sie mit ängstlicher, liebender Sorgfalt über ihren Gemahl gewacht, als seine Gesundheit infolge der vielseitigen und rastlosen Tätigkeit zu wanken begann und ihn fern von Berlin 1861/62 auf den Hyerischen Inseln Genesung und Erholung von schwerer Krankheit zu suchen zwang. Und mehr noch als in dieser Zeit ist sie später, als ein immer bedrohlicher sich entwickelndes Fußleiden ihrem Gemahl schließlich jede Bewegung verbot und ihn an den Rollstuhl fesselte, ihm die treueste Genossin gewesen. Schon 1852 hatte der Fürst als Kommandeur der 14. Division und bald darauf in der Stellung als Generalleutnant in Düsseldorf im „Jägerhof" seinen Wohnsitz genommen; seit 1863 weilte er dort als Militärgouverneur der Rheinprovinz bis nach dem Ende des deutsch-französischen Krieges. Während dieser Zeit waren die Salons des fürstlichen Hofes den hervorragenden Düsseldorfer Meistern wie Vautier, Camphausen, Achenbach u. s. w. zu jeder Zeit geöffnet, der fürstliche Hof war der Mittelpunkt aller wissenschaftlichen und künstlerischen Bestrebungen: der Jägerhof wurde von den ersten Malern der Zeit mit weit berühmten Bildern geschmückt; die meisterhaften Gemälde der Helden des siebenjährigen Krieges von Camphausen, die durch den Stich allgemein bekannt geworden sind, wurden z. B. für den Jägerhof gemalt. Auch an dem, was später in Sigmaringen an Sammlung von Kunstwerken geschah, nahm sie den regsten Anteil, und wie in ihrem Beisein Ideen und Entwürfe zu neuen Werken entstanden, so erwuchsen manche dieser Werke selbst unter ihren Augen. Unter ihrer prüfenden Mitwirkung ist das berühmte fürstliche Museum mit zahlreichen edlen Werken der Kunst geschmückt worden, füllten sich alle übrigen Räume mit trefflichen Bildern und Skulpturen, Porphyr- und Marmorvasen und Statuen, Ornamenten u. s. w. Sie hatte für die verschiedensten Erscheinungen auf geistigem Gebiet bei ihrer vielseitigen und tüchtigen Bildung offenes Auge und reges Interesse. Das lebendige, beruhigende Bewußtsein ihrer Stellung hielt sie aufrecht, als tief schmerzliche Ereignisse, doppelt fühlbar dem empfindenden Mutterherzen, sie auf harte Proben stellten, so bei dem am 17. Juli 1859 erfolgten unerwarteten Tode ihrer mit dem Könige Pedro V. von Portugal vermählten Tochter, der Prinzessin Stephanie, dann als ihr dritter Sohn, Prinz Anton, bei Königgrätz im tapferen Kampfe tödlich verwundet worden war. Unverweilt eilte Fürstin Josephine in echt mütterlicher Herzenssorge an das Schmerzenslager ihres Sohnes, und in ihren Armen hauchte er am 5. August 1866 im Lazarett zu Königinhof seine Helden-

seele aus. Er hat den Tod mit den Worten gegrüßt: „Ich preise die Vorsehung, welche wiederum den Sieg mit dem Blute eines Hohenzollern besiegelt hat, und mein Geschick, dem die Ehre vergönnt ist, für die Sache des Vaterlandes zu fallen". In der Tat, der nationalgesinnte, aufopferungsvolle Sohn seines nationalgesinnten, aufopferungsvollen Vaters, der im Augenblicke, da er, dem einzigen großen Ziele zustrebend, seine Erblande dem König von Preußen abtrat, seinen Untertanen die Worte zurief: „Soll das Verlangen aller wahren Vaterlandsfreunde erfüllt werden, soll die Einheit Deutschlands aus dem Reiche der Träume in Wirklichkeit treten, so darf kein Opfer zu groß sein. Ich lege hiermit das größte, welches ich bringen kann, auf dem Altar des Vaterlandes nieder. . . ." — Eine nicht geringe Sorge war es der Mutter, als ihr zweiter Sohn, Prinz Karl, dem Rufe folgte, der am 20. April 1866 durch die Wahl der Bevölkerung Rumäniens und die Proklamation der Statthalterschaft an ihn ergangen war. Wohl hat sie mit freudigem Stolze es erlebt, wie in kraftvollem Ringen und zielbewußter Arbeit ihr Sohn sein Volk aus dem Wirrsal unablässiger Stürme und innerer Zerrissenheit errettet, sein Land zur Einheit geführt und zum Königtum erhoben, ihm einen unerhörten Aufschwung auf allen Gebieten gegeben hat. Und dann sollte auch ihr ältester Sohn in ähnlicher Weise dem schönen Familienkreise entrissen werden, als er sich nach ernster Beratung und sorgfältiger Erwägung alles dessen, was ihm Pflicht und Ehre gebot, entschloß, die ihm wiederholt angetragene spanische Königskrone anzunehmen, um in strenggetreuer, entsagungsvoller Arbeit jenem durch Bürgerkriege zerrütteten Lande Ruhe und Wohlfahrt wiederzugeben. Wie aber mußte die Fürstin erst durch die Verwicklungen ergriffen werden, die sich an jene Entschließung des Erbprinzen ganz unvermuteterweise anschlossen! In den blutigen Kampf aber zog wie Erbprinz Leopold, so ihr jüngster Sohn Prinz Friedrich, und ein jeder vermag zu ermessen, mit welch angstvoller Sorge die Mutter, die schon ein Kind auf Böhmens blutgedüngten Schlachtfeldern für Preußens Macht und Ehre verloren hatte, den gewaltigen, die schwersten Opfer fordernden Ereignissen gefolgt sein muß, besonders seit Prinz Friedrich den vielgepriesenen, aber die schmerzlichsten Verluste erheischenden Angriff seines Dragonerregiments bei Mars la Tour zur Rettung der bedrängten Infanterieregimenter mitgemacht hatte. — Was die Fürstin Josephine seit mehr denn sechs Jahrzehnten auf dem Felde der öffentlichen Wohltätigkeit getan, bezeugen große, segensvoll wirkende Stiftungen; was sie im

stillen gewirkt, wissen nur die, welche in nähere Beziehungen zu ihr gekommen sind. Bis in ihr höchstes Alter hinein ist sie unermüdet gewesen in der Fürsorge für humanitäre Anstalten, in der Unterstützung aller derer, die ihre Hülfe in Anspruch nahmen. Daher wird auch in zukünftiger Zeit noch mancher, auch außerhalb des Kreises der ihr mit innigster Anhänglichkeit ergebenen Nahestehenden, der Fürstin Josephine und ihres edlen, aus warmem Herzen hervorgehenden, durch klare Einsicht geleiteten Wirkens gedenken. Und so hat es auch in ihrem Leben nicht an erhebenden, den innigen Dank Tausender bezeugenden Momenten gefehlt. Wie sehr die Verehrung und Liebe allenthalben Platz gegriffen hatte, zeigte sich in glänzender Weise zunächst bei der silbernen Hochzeitsfeier am 21. Oktober 1859. Ungleich großartiger noch waren die Kundgebungen aus allen Teilen des Deutschen Reiches und weit über seine Grenzen hinaus, als dem fürstlichen Ehepaar auch die schönste Weihe eines vollen Menschenlebens, der goldene Kranz der fünfzigjährigen ehelichen Verbindung zuteil wurde. Mit Rührung und Dankbarkeit gegen Gottes gnädige Führung schaute das hohe Paar zurück auf die in Gemeinsamkeit der Gesinnung und des Handelns vollbrachte lange Zeit voll Ereignissen einer oft geradezu wunderbaren Tragweite, und es durfte dies auch mit gerechtem Stolze tun. Am 21. Oktober 1890, ihrem 77. Geburtstage, wurde die Fürstin durch die feierliche Enthüllung des erzenen Standbildes ihres verewigten Gemahls vor dem Residenzschloß zu Sigmaringen tief gerührt. In der langen Zeit, die sie an der Seite des fürstlichen Gemahls und dann in der Abgeschiedenheit des Witwenstandes zugebracht hat, ist sie sich stets treu und wahr geblieben. Ihre herzliche und einfache Freundlichkeit und wahre Leutseligkeit, die sich schon in ihren Blicken kundgaben, drangen bei allen, Großen wie Kleinen, zum Innern. Sie verlangte Wahrheit und Treue, wie sie dieselben besaß. — Eine staunenswerte, außerordentlich seltene Rüstigkeit hatte sich die Fürstin bis in ihr höchstes Alter bewahrt. Alljährlich im Herbst weilte sie mehrere Wochen in Ragatz bei ihrem Sohne, dem König von Rumänien; der Winteraufenthalt in Sigmaringen wurde mitunter durch einen Aufenthalt in Baden-Baden unterbrochen, der Sommer in dem Schlosse Umkirch verbracht. Auch im Herbst 1899 war sie in Ragatz, als anfangs Oktober die beunruhigende Nachricht kam, daß die hohe Frau durch andauernde Schlaflosigkeit und Nervenschmerzen eine erhebliche Schwächung ihrer Kräfte erfahren habe. Aber noch einmal wurde die drohende Gefahr von dem teueren Haupte

abgewandt; in verhältnismäßiger Rüstigkeit durfte die Fürstin noch einmal ihr Geburtsfest begehen, ja die nächsten Monate ließen die frohe Hoffnung immer festere Wurzel schlagen, daß das teuere Leben der allverehrten Frau noch lange werde erhalten bleiben. In Gottes Rat wurde es anders bestimmt. In dem Monat, der einst auch den fürstlichen Gemahl von der Erde genommen, wurde sie am 19. Juni 1900 in ungeschwächter geistiger Kraft abberufen! Die Geschichte, die den Männern der Tat ihren Lorbeer flicht, schlingt um das Bild der Entschlafenen den Efeukranz als das Sinnbild treuen Beharrens und unvergänglichen Lebens. — Ein glanzvolles Stück deutschen Werdegangs hat mit der Beisetzung der Fürstin Josephine von Hohenzollern seinen Abschluß gefunden. Wie der Name ihres Gemahls unlösbar verbunden bleibt mit der dem großen Einigungswerke vorangegangenen Gärungsperiode, wie Fürst Karl Anton als opferwilliger Vorkämpfer des nationalen Gedankens in der Geschichte des deutschen Volkes fortlebt, so bleibt das Andenken an den edlen Sproß aus dem Zähringer Hause, an die Fürstin Josephine, für alle Zeit gesegnet. (Badisches Museum 1900. Nr. 51.)

Franz Baer

wurde in Karlsruhe am 4. Oktober 1850 geboren als Sohn des Geheimen Rats und langjährigen Direktors der großh. Oberdirektion des Wasser- und Straßenbaues Franz Josef Baer (vgl. Bad. Biographien 4,518—524). Im Jahre 1868 bestand er in Karlsruhe die Gymnasialprüfung, nachdem er vorher den mathematischen Vorkurs am Polytechnikum durchgemacht hatte. Seine fachlichen Studien am Polytechnikum fallen in die Jahre 1868—73, wurden aber während des Feldzugs 1870/71 unterbrochen. Baer machte als Kriegsfreiwilliger bei der 3. leichten Batterie des badischen Feldartillerieregiments den Feldzug mit und wurde in dem Treffen bei Nuits durch einen Granatsplitter verwundet. Nach Beendigung des Krieges setzte er seine Studien am Polytechnikum zu Karlsruhe fort, auch besuchte er in Berlin während der Jahre 1873/74 die königliche Bauakademie. Nach seiner Vaterstadt zurückgekehrt, unterzog er sich im Juni 1875 der ersten Staatsprüfung, die er mit Erfolg bestand. Hierauf war er im Jahre 1875/76 bei der großh. Eisenbahnbauinspektion Mannheim tätig, wo ihm die Leitung der inneren Ausstattung des Bahnhofgebäudes, speziell die Herstellung der Farbskizzen und das Entwerfen der Möbel zufiel. Sein Austritt

aus dieser Stelle erfolgte im Mai 1876 behufs Vorbereitung zum Praktikantenexamen, dem er sich im September 1876 unterzog. Im gleichen Jahre erhielt er beim erzbischöflichen Bauamt Heidelberg als Baupraktikant eine Architektenstelle in Mannheim, woselbst ihm die Leitung der Restauration der unteren Pfarrkirche und der Neubau der Neckarkirche übertragen ward. Die dekorative Ausstattung der unteren Pfarrkirche gibt heute noch Zeugnis von seiner schon damals anerkannten künstlerischen Begabung. Nach Beendigung der ihm in Mannheim zugewiesenen Tätigkeit an das erzbischöfliche Bauamt Freiburg berufen, wurde ihm zunächst eine bedeutungsvolle Aufgabe, nämlich die Aufnahmsarbeiten und die Restaurierung des Breisacher Münsters, eine Arbeit, der sein Talent vollauf gewachsen war. Während der Erkrankung des damaligen Vorstandes, Bauinspektors Engesser, wurde er im Juli 1879 zum Dienstverweser ernannt und nach dessen Ableben im Januar 1880 mit dem Titel eines erzbischöflichen Baumeisters angestellt. Im folgenden Jahre schon wurde ihm vom erzbischöflichen Kapitelsvikariat der Titel „Erzbischöflicher Bauinspektor" verliehen. Nun begann für Baer ein reiches Feld seiner selbständigen Wirksamkeit. Zunächst führte er die Restaurationen des Konstanzer Münsters der Kirche in Reichenau-Oberzell, der Martinskirche und Konviktskirche in Freiburg aus, wozu er größere Studienreisen unternommen hatte. Als eine der bedeutungsvollsten Aufgaben der letzten Jahre ist die stilgemäße Restaurierung der Cisterzienserklosterkirche in Salem zu nennen, die im Jahre 1883 begonnen wurde. In die Zeit von 1885/86 fällt eines seiner gelungensten Werke, nämlich das erzbischöfliche Knabenpensionat in der Zähringerstraße zu Freiburg mit einer zweigeschossigen Kapelle. Beide Werke von vollendeten Kunstformen, welche auf Grund sorgfältigster Studien ausgeführt wurden, zeichnen sich durch Monumentalität, schöne Gliederung und gute Verhältnisse ganz hervorragend aus. Als ebenso gelungen ist die im spätgotischen Stile durchgeführte Restauration des Martinspfarrhauses in Freiburg zu nennen. Außer den genannten Arbeiten hat Baer während seiner Tätigkeit als erzbischöflicher Bauinspektor noch folgende Kirchen des Landes gebaut, bezw. im großen restauriert: Wahlwies, Lippertsreute, Burgweiler, Stetten (Amt Waldshut), Andelshofen, Bamlach, Eschbach, Neuenburg, Hierbach, Gutmadingen, Hornberg, St. Georgen auf dem Schwarzwald, ferner Mühlhausen, Pfullendorf, Güttingen, Deggenhausen, Beuren, Schwandorf, Hubertshofen, Steinach, Rust, Oberhausen, Nieder-

hausen. Seine Bauten charakterisieren sich in dem Bestreben einer originellen, möglichst monumentalen Gestaltung, schöner Detaillierung und insbesondere der formalen Behandlung der Kunstformen. Unter anderen Ausführungen verdient auch sein eigenes im Jahre 1881 in edler Renaissance erstelltes Haus in der Werderstraße zu Freiburg genannt zu werden. Von Großherzog Friedrich wurde Baer im Jahre 1889 der ehrenvolle Auftrag mehrere Projekte für ein Mausoleum für die Angehörigen des großherzoglichen Hauses anzufertigen, deren eines im Fasanengarten des großherzoglichen Schlosses zu Karlsruhe zur Ausführung gebracht wurde. Eine Leistung ganz hervorragender Art sind auch die Entwürfe zu einem Kreuz am Bodensee gegenüber der Mainau zum Andenken weiland Kaiser Wilhelms I., mit deren Herstellung Baer von der Kaiserin Augusta durch Vermittlung des Großherzogs beauftragt war, und deren einer unter seiner Leitung zur Ausführung kam. Als fähiger, restaurierender Architekt zeichnete sich Baer in der letzten Zeit seines Lebens insbesondere durch die zum Teil schwierigen Restaurationsarbeiten am Münster in Freiburg aus, deren Ausführung von Autoritäten kirchlicher Baukunst gebührend anerkannt wurde. Besonders hervorzuheben sind der in den Jahren 1885/86 erstellte Ausbau des Treppentürmchens am Westturm, der neue Strebepfeileraufsatz an der Nordseite des Chors und die großartige Restauration der Vorhalle. Ganz besondere Begabung zeigte Baer für die dekorative Kunst, die er mit staunenswerter Geschicklichkeit und Fachkenntnis beherrschte. Außer dem Vertrauen seiner vorgesetzten Behörden erwarb sich Baer frühzeitig auch die Zuneigung der Freiburger Bürgerschaft, indem der Bürgerausschuß ihn im Jahre 1881 zum Stadtrat erwählte. In seiner Eigenschaft als Referent für das Hochbauwesen hat Baer der Stadt hervorragende Dienste geleistet. Er gab die leitenden Gedanken für die Neubauten zu zwei Schulhäusern, zum Pfründnerhaus, zur Gasfabrik, zum Schlachthaus rc.; ebenso dirigierte er größere Umbauten und Restaurationen. Als solche sind besonders zu erwähnen der Umbau der Sängerhalle, die Restauration des Kaufhauses und die der Kornhalle u. s. f. Auch auf literarischem Gebiete hat Baer, der stilistisch außerordentlich gewandt war, sich in sehr anerkennenswerter Weise hervorgetan. Seine Schrift „Baugeschichtliche Betrachtungen über unser Lieben Frauen Münster", wurde allgemein sehr günstig beurteilt. Auch an dem Werke von Fr. X. Kraus „Die Wandgemälde in der Kirche zu Reichenau-Oberzell" war er beteiligt. Mit großer Freude verfolgte er seit Jahr und Tag die Vor-

bereitungen zu einer gründlichen Restauration des Münsters zu Freiburg, mit dessen Architektur er am meisten vertraut war. Allgemein sah man in ihm den richtigen Mann für die Ausführung der Restauration. Doch sollte er die eben bevorstehende Ernennung zum Dombaumeister und damit die Erfüllung eines Lieblingswunsches nicht mehr erleben. Schon seit Jahren hatte er an den Folgen eines Gelenkrheumatismus zu leiden, was wohl dem freiwillig mitgemachten Feldzug bei seiner ohnehin zarten Körperkonstitution zuzuschreiben war. Hiezu kamen in den letzten Jahren zwei schwere Brustfellentzündungen, von deren letzteren er sich nicht mehr erholen sollte. Vergeblich hatte er Heilung in Italien gesucht. Kaum von dort zurückgekehrt, befiel ihn eine Lungenentzündung, die am 3. Juli 1891 seinem Leben rasch ein Ende bereitete. — Baer war eine eminent arbeitssame, ausdauernde, mit hoher künstlerischer Begabung versehene Kraft. Mit ganz besonderer Liebe war er für die mittelalterliche Baukunst eingenommen. Die ungemeine Schnelligkeit, mit welcher er arbeitete, war geradezu erstaunlich. Neben seinen großen Berufskenntnissen verfügte er über eine umfassende, allgemein wissenschaftliche Bildung und war gleich gewandt in Schrift und Rede. Als Mensch eine durchaus edel angelegte, gerade Natur, war er seinen Freunden ein aufopfernder, treu ergebener Freund. Ein heiterer, höchst unterhaltender, geistreicher Gesellschafter, war er in hohem Grade beliebt bei allen, die ihn kannten. Namentlich waren es auch seine Untergebenen, die mit ganz besonderer Anhänglichkeit, Liebe und Verehrung ihrem viel zu früh geschiedenen Chef zugetan waren. (Karlsruher Zeitung Nr. 198 vom 22. Juli 1891.)

Karl Anton Ernst Baer

wurde zu Bruchsal am 24. Oktober 1833 geboren. Sein Vater war ein tüchtiger Reiteroffizier, im aktiven Dienst zuletzt Oberst und Kommandeur des badischen Leibdragonerregiments, bei seiner Verabschiedung als Generalmajor charakterisiert. Baer besuchte die Lyceen zu Bruchsal und Karlsruhe und wurde, nachdem er im September 1852 das Abiturientenexamen bestanden hatte, im Herbst dieses Jahres an der Universität Heidelberg immatrikuliert, wo er bis zur Vollendung seiner juristischen Studien, Herbst 1856, blieb. Er gehörte dem Korps Suevia an und blieb sein Leben lang dem Korps und den vielen Freunden, die er in diesem während seiner Studienzeit und später noch gewonnen hatte, treu verbunden. Im Juni 1857 als Rechtspraktikant rezipiert, wurde

Baer im November 1860 zum Referendär ernannt. Ein Jahr früher hatte der von seinem Vater ererbte militärische Geist ihn bewogen, beim Ausbruche des Krieges zwischen Österreich einerseits, Frankreich und Sardinien anderseits sich zum Eintritt in die zu Karlsruhe gebildete Aspirantenkompagnie zu melden. Im Juni 1859 zum Leutnant auf Kriegsdauer ernannt und dem 2. Infanterieregiment „Prinz von Preußen" in Mannheim zugeteilt, war er von dort mit dem Regiment an dessen neuen Garnisonsort Konstanz marschiert, nach dem Friedensschlusse im Oktober 1859 aber auf Ansuchen aus dem Militärdienst entlassen worden. Seine juristische Laufbahn begann Baer 1857 bei den Oberämtern Bruchsal und Emmendingen und setzte sie von 1858—61 als Volontär beim Amtsgericht Bruchsal und beim dortigen Hofgericht fort. Von 1861—1864 hatte er die Stelle eines Garnisonsauditors in Rastatt inne. Während dieser Zeit veranlaßte ihn die lebhafte Teilnahme an der nationalen Bewegung für die Befreiung der Herzogtümer Schleswig-Holstein, den Eintritt in die zu bildende schleswig-holsteinische Armee, für welche Kadres in Baden aufgestellt werden sollten, ernstlich ins Auge zu fassen und sich in diesem Sinne an das badische Kriegsministerium zu wenden, unter gleichzeitiger Bitte um Genehmigung seines Wiedereintritts in die Reihen der Kombattanten für den Fall einer Mobilmachung des badischen Armeekorps zu Gunsten des Herzogs Friedrich. 1864 auf Ansuchen wieder in den Civilstaatsdienst übergetreten, wurde Baer zunächst Amtsrichter und im März 1866 Amtmann in Freiburg. Ein überzeugter Anhänger der Idee, daß nur ein Bundesstaat unter preußischer Führung die nationale Einheit zu begründen vermöge, hat er demgemäß bei der badischen Mobilmachung im Juni 1866, die zu seinem tiefsten Bedauern sein Heimatland zur Teilnahme an dem Feldzuge gegen Preußen führte, sein Gesuch um Wiedereintritt als Offizier nicht erneuert. Seinem unabhängigen Charakter entsprach die Tätigkeit des Verwaltungsbeamten nicht. Er bewarb sich deshalb mehrmals um eine Kollegialstelle an einem Gerichtshofe und wurde, diesem Wunsche entsprechend, 1867 als Assessor an das Kreisgericht zu Waldshut berufen, 1868 zum Kreisgerichtsrat daselbst befördert und in gleicher Eigenschaft 1871 an das Kreis- und Hofgericht Mannheim versetzt. Bei Ausbruch des deutsch-französischen Krieges war Baer zum Landwehrhauptmann auf Kriegsdauer ernannt und während einiger Zeit zum Dienste der Militärverwaltung im Hauptquartier der III. Armee verwendet worden. Da diese Stellung, in welcher er u. a. die Karlsruher

Zeitung mit Berichten vom Kriegsschauplatze versehen sollte, seinen Neigungen nicht entsprach, kehrte Baer bald wieder in die Heimat zurück. Bei der Verlegung des badischen obersten Gerichtshofes nach Karlsruhe i. J. 1879 wurde Baer zum Oberlandesgerichtsrat ernannt und blieb in dieser Stellung bis zu seinem Lebensende mit Auszeichnung tätig. Nach mehrjähriger Kränklichkeit, die er mit männlichem Gleichmut ertrug, starb er zu Montreux, wo er Linderung seiner Leiden gesucht hatte, am 8. Mai 1896. Nur das Machtwort des Arztes hatte ihn vermocht, am 20. April im Interesse der angeordneten Kur sein amtliches Wirken zu unterbrechen, dem er wenige Wochen später für immer entrissen wurde. — Neben seiner amtlichen Wirksamkeit war Baer im öffentlichen Leben tätig als Vertreter seiner Vaterstadt Bruchsal in der badischen zweiten Kammer von 1873—1882 und als Mitglied des deutschen Reichstages für den 7. badischen Wahlkreis Offenburg-Oberkirch-Kehl von 1874—1879. Er gehörte der national-liberalen Partei an und leistete dieser Partei in den beiden parlamentarischen Körperschaften als Redner wie als tüchtiger Berichterstatter und nicht minder als Publizist hervorragende und allgemein anerkannte Dienste, insbesondere durch die längere Zeit von ihm geleitete Redaktion der Badischen National-liberalen Korrespondenz. — Als Richter, nicht nur weil es die Pflicht gebot, sondern auch weil seine ganze Veranlagung ihn dazu trieb, von einer jeder Art von Beeinflussung unzugänglichen Objektivität, an streng logisches Denken gewöhnt und jedem Paktieren mit abweichenden Meinungen abgeneigt, konnte er in der Unterordnung unter eine Parteidisziplin, die sich vielfach von opportunistischen Erwägungen leiten ließ, keine volle Befriedigung finden und trat aus dem öffentlichen Wirken in Land- und Reichstag zurück, als in seiner Partei zur Zeit der Heidelberger Erklärung und des Offenburger Parteitages von 1885 Tendenzen die Oberhand gewannen, mit denen er sich nicht befreunden konnte. Aber wie er früher innerhalb des Parteiverbandes sich doch stets so weit als irgend möglich die Selbständigkeit seiner Meinungen gewahrt und namentlich in den Fragen, die den sogenannten Kulturkampf betrafen, sich nie zu einem gehässigen Auftreten wider die Gegner hatte fortreißen lassen, so achtete er auch nach der eingetretenen Entfremdung zwischen ihm und seinen alten Parteigenossen deren abweichende Ansichten und blieb mit ihnen in Verbindung, soweit es sich um die grundlegenden Fragen handelte, die von dem Einflusse momentaner Strömungen unberührt blieben. Die Selbständigkeit, Objektivität

und Gerechtigkeit seines Urteils bildet die Grundlage zweier in den letzten Jahren von Baer verfaßten Schriften: „Geschichte und Kritik der Verfassungsrevisionsfrage, sowie der gegenwärtigen Parteiverhältnisse im Lande Baden. Lörrach 1892", und „Friedrich Kiefer. Ein Lebensbild. Seinen Bekannten, Freunden und Verehrern gewidmet. Karlsruhe 1895". Es ist zu bedauern, daß er die Absicht, dem Andenken Lameys eine biographische Arbeit zu widmen, nicht mehr ausführen konnte. — Dem Vaterlande in begeisterter Gesinnung ergeben, die Freiheit des Individuums in Staat, Kirche und Gesellschaft mit Entschiedenheit vertretend, unter Festhalten an den diese notwendigerweise beschränkenden Geboten der staatlichen Ordnung, seinen Beruf hochhaltend und liebend, seinen Freunden ein treuer, uneigennütziger und zuverlässiger Freund, denen, mit denen er einen Strauß zu bestehen hatte, ein ritterlicher Gegner, darum auch von Angehörigen aller Parteien hochgeachtet, war er im öffentlichen Leben Badens eine Erscheinung, die sich über das Niveau der sich gerade auf politischem Gebiete oft genug breit machenden Mittelmäßigkeit sehr bemerklich erhob. Baer gehörte zu den durchaus originellen Persönlichkeiten, die in unseren Tagen immer seltener werden und sich daher dem Andenken derer, denen sie näher treten, mit besonderer Stärke einprägen. (Biograph. Jahrbuch 1897. S. 389.)

v. Weech.

Hermann Baisch,

Landschaftsmaler, Professor an der großh. Kunstakademie zu Karlsruhe, ordentliches Mitglied der Königlichen Akademie der Künste zu Berlin (1876 bis 1894), ist am 12. Juli 1846 als Sohn eines Lithographen zu Dresden geboren. Bald darauf siedelten die Eltern nach Stuttgart über, wo er den ersten Schulunterricht empfing und zugleich im Geschäfte des Vaters tätig war. Mit dem Besuch der Stuttgarter Kunstschule beginnt seine künstlerische Laufbahn, die ihn zuerst i. J. 1868 nach Paris und im folgenden Jahr nach München ins Atelier von Adolf Lier führte. Es war kein Zufall, daß Baisch den Unterricht gerade dieses ausgezeichneten Meister wählte, hatte er doch an der Seine die Werke jener französischen Vertreter des Paysage intime kennen gelernt, deren Auftreten einen völligen Umschwung in der Anschauung und malerischen Behandlung der Natur hervorgerufen hatte und die auch für Lier eine Quelle neuer bestimmender Anregungen geworden waren. Baisch hat selbst in anschaulichster Weise geschildert, wie Lier ihn aus dem Atelier

ins Freie, vom Komponieren zum Beobachten, von romantischen Ideen zur klaren Auffassung der Wirklichkeit gebracht hat. Wenn der Tiermaler Baisch zugleich aber auch einer der besten Landschafter unserer Zeit geworden ist, so verdankt er dies nicht minder dem Studium der alten Holländer, die in Cuyp und Potter mustergültige Vorbilder dieser Vereinigung aufzuweisen haben. Die Freilichtmalerei Deutschlands in ihrer gemäßigten Richtung sah nach dem frühzeitigen Tode Liers in Baisch einen ihrer Hauptvertreter, und dieser künstlerischen Richtung ist er bis an des Lebens Ende treu geblieben, ohne den Lockungen der Extremen zu verfallen. Mit der Übersiedlung nach Karlsruhe i. J. 1880 und mit dem Eintritt als Professor in die dortige Kunstakademie beginnt der zweite Hauptabschnitt im Leben des Meisters, seine Tätigkeit als Lehrer, die der des Künstlers an Bedeutung kaum nachsteht. Wiederholte Ferienreisen an die holländischen Küsten lieferten ihm den Stoff zu herrlichen Strand- und Marinebildern, während die holländischen Triften mit den weidenden und wandernden Herden eine unerschöpfliche Fülle von Motiven für die Tierstücke boten, die den Ruf des Meisters bis in ferne Länder trugen. In den letzten Lebensjahren kam der Besuch der Alpenwelt hinzu, deren Matten und Weiden der Hauptanziehungspunkt seiner Studien wurden. Als Ehrenmitglied der Akademien von München, Berlin und Wien, Inhaber zahlreicher goldener und silberner Medaillen der Berliner, Wiener und Londoner internationalen Ausstellungen, gefeiert als einer der ersten Tier- und Landschaftsmaler seiner Zeit, umgeben von einem glücklichen Familienkreise, geliebt und geehrt von zahlreichen Freunden und Schülern wurde Baisch in der Vollkraft des Schaffens durch einen plötzlichen Tod am 18. Mai 1894 dahingerafft. — Wie umfassend und vielseitig, wie tiefgehend und gewissenhaft die Art seines Schaffens gewesen, zeigte am deutlichsten die Ausstellung seines künstlerischen Nachlasses, eine Freundestat Schönlebers, die weiten Kreisen offenbarte, was die deutsche Kunst durch das allzu frühzeitige Hinscheiden dieses Mannes verloren hatte. Hauptwerke des Meisters sind in fast allen öffentlichen Galerien Deutschlands zu finden neben ungezählten in Privatbesitz befindlichen Bildern. Auch als feinfühliger Radierer hat sich Baisch in den Illustrationen zu den Liedern und Sinnsprüchen seines ihm im Tode kurz vorausgegangenen Bruders Otto bewährt. Oe.

Karl August Barack,

der bekannte erste Direktor der kaiserlichen Universitäts- und Landesbibliothek zu Straßburg, war am 23. Oktober 1827 zu Oberdorf am Neckar in Württemberg geboren. Er studierte von 1848 bis 1851 in Tübingen Theologie und Philologie, widmete sich dann vornehmlich germanistischen Studien und wurde 1855, nachdem er einige Jahre in größeren Bibliotheken gearbeitet hatte, als erster Konservator und Sekretär an das Germanische Museum nach Nürnberg berufen. Ein größerer und selbständigerer Wirkungskreis eröffnete sich ihm mit Beginn des Jahres 1860, als der Fürst von Fürstenberg ihn zum Hofbibliothekar ernannte und ihm die Verwaltung der berühmten fürstlichen Bibliothek in Donaueschingen übertrug, wo er der Nachfolger seines Vetters Joseph Viktor Scheffel wurde. Der besonders an Handschriften reichen Sammlung kam die bibliothekarische Erfahrung des neuen Leiters zugute. Barack verstand es, durch eine vollständige Neuordnung und die Herausgabe eines gedruckten Katalogs die Bibliothek ihrer vollen Bedeutung zuzuführen (vgl. Die Handschriften der fürstlich-fürstenbergischen Hofbibliothek zu Donaueschingen. Geordnet und beschrieben von Dr. K. A. Barack. Tübingen 1865). In dieser fruchtbringenden Tätigkeit überraschte ihn der Ausbruch des Krieges 1870. Auf die Kunde von der Zerstörung der Straßburger Bibliotheken bei der Beschießung der Stadt erließ Barack, unterstützt von einer großen Anzahl deutscher Bibliothekare, Verleger, Gelehrten u. s. w., einen Aufruf zur Wiedererrichtung einer Bibliothek in Straßburg, der weit über die Grenzen Deutschlands hinausklang und den reichsten Erfolg erzielte. Im Juli 1871 zur Errichtung und Verwaltung dieser Bibliothek nach Straßburg berufen, wurde Barack im folgenden Jahre vom Kaiser zum Vorstand der neuen Straßburger Bibliothek ernannt, die er, seit 1894 mit dem Diensttitel Direktor, bis zu seinem am 12. Juli 1900 nach langem schweren Leiden erfolgten Tode leitete. Von den zahlreichen kleineren und größeren historischen und philologischen Arbeiten Baracks fallen in seine Donaueschinger Zeit außer dem schon erwähnten Katalog der Donaueschinger Handschriften u. a. die Herausgabe des satirisch-didaktischen Gedichtes aus der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts „Des Teufels Netz" (Stuttgart 1863. Bibliothek des Literarischen Vereins LXX.), der Chronik der Reichenau von Gallus Öhem (ebendas. 1866. Lit. Verein LXXXIV) und der Zimmerischen Chronik (ebendas. 1869. Lit. Verein XCI—XCIV), von

der eine zweite Auflage in den Jahren 1881—82 in Freiburg erschienen ist. (Straßburger Post am 14. Juli 1900.)

Max Barack,

großh. badischer Major a. D., und Dialektdichter, wurde geboren am 26. Februar 1832 zu Durlach als der Sohn des großh. bad. Regierungsrates Michael Barack, dessen Vater wiederum, zu Anfang des 19. Jahrhunderts, als Kloster-Amtmann in Rastatt lebte. Max Barack widmete sich der militärischen Laufbahn. Die köstlichen Gaben des Mutterwitzes und eines allzeit frischen Humors waren ihm schon in jungen Jahren eigen und bewährten ihn als beliebten Gesellschafter unter den Offizieren, mit welchen er in Verkehr kam, so daß man ihm fast ausschließlich die Leitung kameradschaftlicher Veranstaltungen anvertraute. Den Feldzug von 1866 machte er im badischen Jägerbataillon mit; nach dessen Auflösung im Jahre 1867 wurde er in das 3. bad. Infanterie-Regiment nach Rastatt versetzt. Am 8. September des gleichen Jahres verheiratete er sich mit einer Mannheimerin, Luise geb. Hoff, mit welcher er bis zu seinem Tode in glücklicher Ehe lebte. — Im deutsch-französischen Kriege treffen wir ihn vor Straßburg; — ein schweres Magenleiden nötigte ihn übrigens bald nach Beendigung des Krieges seinen Abschied zu nehmen und in der Blüte seiner Jahre dem Schwert zu entsagen, zu Gunsten der Leyer, der er von jetzt ab die fröhlichsten Akkorde zu entlocken weiß. Er siedelte mit den Seinigen nach Stuttgart über, wohin ihn Familienbeziehungen und Sympathie für die herrlichgelegene Schwabenresidenz zogen; hier konnte er so recht mit Behagen seinen schriftstellerischen Neigungen, seiner Familie und dem gemütlichen Verkehr mit gleichgesinnten Freunden leben. — Wer des anregenden, persönlichen Umgangs mit Barack in diesen Jahren teilhaftig geworden, der empfand auch sofort, wie der ihm eigene urwüchsige Humor seine Wurzeln geschlagen hatte in einem fröhlichen, warm empfindenden, für alles Schöne empfänglichen und begeisterten Herzen, der durfte wahrnehmen, wie der lebendige und belebende Hauch der Gemütlichkeit, der aus seiner Muße uns entgegenweht, dem Born einer kristallklaren, heiteren und behaglichen Lebensauffassung entquoll, welche nicht lange den Weg zur Erwiderung zu suchen brauchte. Schon in seiner äußeren Erscheinung dokumentierte sich diese geistvolle, überlegene, herzerquickende Heiterkeit, die man am besten mit dem Worte Jovialität bezeichnen könnte. Unter der mächtigen breiten Stirn lachten beobachtungsbereit zwei heitere

Augen; witzfertig lachte auch der Mund, nach rechts schelmisch ein wenig nach aufwärts verzogen, unter einem nicht sehr starken Schnurrbart, der, das kräftig entwickelte Kinn freilassend, in einen wohlgepflegten Backenbart hineinwuchs. Max Baracks ausgesprochen humoristische Veranlagung wurde unterstützt von einer scharfen Beobachtungsgabe; so war es ihm möglich, mit wenigen markigen Strichen Figuren und Persönlichkeiten zu skizzieren, deren komische Drastik um so nachhaltiger ihre zwergfellerschütternde Wirkung auf Leser und Hörer ausübt, als sie mitten aus dem Leben gegriffen sind; diesen „Morchler", diesen „Mossel", diesen „Andrees", diese „Luwis", diesen „Pankratz" hat jeder in seinem Leben irgendwo schon einmal begegnet. — Begünstigt wird natürlich die Wirkung durch die Anwendung des Pfälzer Dialekts, desselben, in welchem Nadler und Franz von Kobell ihre unvergänglichen Humoresken gedichtet haben; — wunderbar ist dabei nur, daß ein geborener „Rheinschwabe" diesen ihm von Haus aus fremden Dialekt so vollkommen beherrschen gelernt hat. Als ihm einmal ein paar schwäbische Wendungen im Kontext entwischt waren, findet er es für angezeigt, sich bei dem Leser mit der drolligen Bitte zu entschuldigen, man möge „sotanen Verstoß dem an seiner Geburt haftenden Fehler" zugute halten; zu Durlach werde zwar ebenfalls sehr schön gesprochen, aber plälzisch sei das noch lange nicht. — Mit Nadler hat Barack auch die Leichtigkeit und Ungezwungenheit der Darstellung gemein: nirgends sichtbare Vorbereitungen zur Erzielung gewisser Effekte; das kommt natürlich und ungesucht, weil's so kommen muß; — wo aber hinter Nadlers Sachen oft schadenfroh der Satyr hervorblinzelt, da erhält sich Barack, bei überwältigender Komik und sprudelnder Heiterkeit, den liebenswürdigen, echten, gemütlichen Humor, der darin seine Befriedigung findet, daß er herzlich lachen machen durfte. „Lachen", heißt's im Vorwort zum „Drumbeder vun Wallstadt" (1874) — „ist der Dank, den der Humor erstrebt." — „Barack", äußerte sich einmal der bekannte Bildhauer Professor Donndorf in Stuttgart, „war in seiner liebenswürdigen Naivität und Herzensgüte, die kein Mißtrauen kannte und in seiner glücklichen Begabung andere fröhlich zu machen, eine wahrhaft klassische Natur, wie es in der weiten Welt nicht viele gibt." — Seinem schriftstellerischen Fleiße verdanken wir eine lange Reihe von Gedichten, Erzählungen, auch solche für die Jugend, Novellen u. dgl., insbesondere aber die vielen köstlichen, mit fast dramatischer Lebendigkeit behandelten Episoden und Anekdoten, die heute fast in keinem gesellschaftlich-humoristischen Repertoire mehr fehlen. Die älte-

sten Sammlungen, nächst dem gen. „Drumbeder", sind wohl „Rheinschnocke" und „Pälzer Duwack"; eine Sammlung heiterer Gedichte erschien noch im Jahr 1892 unter dem Titel „Schnoke un Schbuße". Vieles ist in illustrierten Kalendern zerstreut, das meiste von H. Albrecht und von C. v. Grimm geschickt illustriert. Im Anfang, aber nicht lange, veröffentlichte Barack seine Humoresken unter dem Pseudonym: B. A. Rack. Schwer empfand er es in den letzten Jahren, daß sein leidender Zustand ihn mehr und mehr zwang, sich von jedem gesellschaftlichen Verkehr zurückzuziehen; so verschied er, der gemütvolle Humorist, dessen Lebensaufgabe es gewesen, andere zu erfreuen und zu erheitern, der Mann mit der gewinnenden Freundlichkeit, mit der selbstlosen Herzensgüte, kurz „der Mann mit dem goldenen Herzen", wie man ihn genannt hat, am 1. September 1901 im Kreise der Seinen. Drei Söhne — der eine Hauptmann im 25. Infanterieregiment von Lützow in Rastatt; ein anderer Stabsarzt in Saarlouis, und der dritte Oberarzt in Aachen — stehen in militärischen Diensten, die Tochter ist verheiratet an den Komponisten und Kapellmeister Krug-Waldsee in Stuttgart, zur Zeit städt. Konzertdirigent in Magdeburg. — Max Barack besaß außer den beiden Felddienst-Medaillen von 1866 und 1870 die 25jährige Dienstauszeichnung. Dr. Cathiau.

Anton Bassermann

wurde am 18. Oktober 1821 in Mannheim geboren. Sohn des Kaufmanns Ludwig Bassermann, aus einem in Mannheim hochangesehenen Geschlechte stammend, wählte Bassermann, nachdem er das Lyceum seiner Vaterstadt absolviert hatte, die Rechtswissenschaft zum Lebensberufe, wozu er sich von 1841 bis 1845 auf der Universität Heidelberg vorbereitete. 1848 Rechtspraktikant, 1854, mit Nachlaß der 2. Prüfung, Referendar, erhielt er 1856 die erste Anstellung als Amtsassessor in Heidelberg. 1857 wurde er zum Amtsrichter in Philippsburg ernannt, 1859 in gleicher Eigenschaft nach Rastatt versetzt, 1864 zum Kreisgerichtsrat in Offenburg, 1869 zum Kreisgerichtsdirektor in Villingen, 1872 zum Vorsitzenden Rat beim Kreis- und Hofgericht Mannheim, 1879 zum Direktor des Landgerichts Mannheim und 1889 zu dessen Präsidenten befördert. In allen diesen Stellungen erwarb sich Bassermann nicht nur den Ruf eines gewissenhaften und tüchtigen Beamten und scharfsinnigen Juristen, sondern seine reichen Kenntnisse, die leerem Formalismus abholde Auffassung seines richterlichen Berufes, sein klarer und gesunder

Verstand, sein unbestechlicher Gerechtigkeitssinn ließen ihn als einen der hervorragendsten Richter des Landes erscheinen, dessen Beispiel und Leitung von Bedeutung für die Rechtsprechung des Gerichtshofes war, an dem er so lange eine hervorragende Tätigkeit entfaltete. Durch den hellen Blick und die offene, franke, der Derbheit nicht immer entbehrende Form seines Wesens, wie sie der pfälzischen Bevölkerung eigentümlich und lieb ist, gewann Bassermann in allen Kreisen der Einwohnerschaft der verschiedenen Landesteile, in denen er amtlich wirkte, Vertrauen und Ansehen. Sein vielseitiges Wissen, sein Verständnis für die geistigen und wirtschaftlichen Interessen, seine unabhängige politische Gesinnung und seine Vaterlandsliebe, an deren Wärme niemand zweifelte, wenn er sie auch nicht in auffälliger Weise zur Schau trug, hatte schon während seines Aufenthaltes zu Villingen die Aufmerksamkeit seiner Mitbürger auf ihn gelenkt, welche ihn zu ihrem Vertreter auf den Landtagen von 1877—80 erwählten. Zu wiederholten Malen gehörte er fernerhin in den Jahren 1885—92 als Abgeordneter seiner Vaterstadt Mannheim der zweiten Kammer an, in welcher er sich der nationalliberalen Fraktion anschloß, deren Programm nach den beiden in ihrem Namen vereinigten Beziehungen seinen politischen Überzeugungen entsprach. Eine hervorragende Tätigkeit entfaltete Bassermann insbesondere während des Landtages, dem die Aufgabe gestellt war, das Einführungsgesetz zu den Reichsjustizgesetzen für Baden zu beraten. „Es war" — wie ein kompetenter Beurteiler sagt — „hauptsächlich mit sein persönliches Verdienst, als einer der Kommissionsberichterstatter diejenige Lösung herbeigeführt zu haben, welche die praktische Anwendung des in Hinkunft geltenden Rechtes wesentlich erleichtert und das Vertrauen der Bevölkerung in die Forterhaltung einer konstanten Rechtsprechung vor jeder unliebsamen Erschütterung bewahrt hat." Bassermann war dem protestantischen Bekenntnis treu ergeben, dessen freiere Richtung seiner Sinnesart entsprach, die ihm auch jede Art von Unduldsamkeit gegen Andersgläubige verbot. Seine Glaubensgenossen ehrten ihn wiederholt durch Wahl zum Kirchenältesten und zum Mitglied der Generalsynode. Im Jahr 1852 vermählte sich Bassermann mit Maria Eisenlohr aus Durlach. Er starb in Mannheim am 22. September 1897. (Biograph. Jahrbuch II, 1898 S. 280.) v. Weech.

Eugen Baumann

wurde am 12. Dezember 1846 als der zweite Sohn des Apothekers J. Baumann in Cannstatt geboren. Seine Erziehung im väterlichen Hause war einfach, aber sehr sorgfältig. Er besuchte zuerst die Lateinschule in seinem Geburtsorte, von seinem 14. Jahre ab das Gymnasium zu Stuttgart und bestand daselbst im Alter von 18 Jahren die Maturitätsprüfung. In der Absicht, den Beruf seines Vaters zu ergreifen, absolvierte Baumann in der väterlichen Apotheke die pharmazeutische Lehrzeit, besuchte während dieser Zeit nebenbei die Vorlesungen über Chemie bei Prof. Fehling an der Stuttgarter Technischen Hochschule und war schon damals in dessen Laboratorium als Praktikant tätig. Im Jahre 1867 verließ er seine schwäbische Heimat, um in Lübeck in eine Apotheke als Gehülfe einzutreten; ein Jahr später finden wir ihn in Gothenburg in Schweden, wo etwa 100 Jahre früher einer unserer größten Chemiker, W. Scheele, seine große Laufbahn ebenfalls in einer Apotheke begonnen hatte. Vom Frühjahr 1870 an begann er sein Studium in Tübingen, wo er kurz nach bestandener pharmazeutischer Staatsprüfung Assistent am physiologisch-chemischen Institut des Prof. Hoppe-Seyler wurde. Eine größere Zahl jüngerer Forscher war damals in dem Laboratorium dieses anregenden Lehrers und hervorragenden Gelehrten tätig. Als Hoppe-Seyler im Frühjahr 1872 an die in den Reichslanden neu begründete Universität Straßburg übersiedelte, zog Baumann als sein erster Assistent mit ihm. Das rege geistige Leben, welches an der Straßburger Hochschule herrschte, ist von großem Einfluß auf die weitere Entwicklung Baumanns gewesen; hier kam er in gleicher Weise mit Medizinern und Chemikern in Berührung. In Hoppe-Seylers Laboratorium arbeiteten deutsche und ausländische junge Ärzte, unter welchen sich ein äußerst anregendes wissenschaftliches Leben entwickelte. — Die ersten Arbeiten Baumanns hatten sich auf dem Gebiete der reinen Chemie bewegt; durch den großen Meister dazu angeregt und selbst durchdrungen von dem Wert und der inneren Wahrheit physiologisch-chemischer Forschung, zog er auch biologische Fragen in das Bereich seiner Experimente und machte im Jahre 1875 die schöne und wichtige Entdeckung der „gepaarten Schwefelsäuren" des menschlichen Harns, die als das erste Erzeugnis dieser seiner neuen wissenschaftlichen Tätigkeit gelten darf und durch die er sich besonders in medizinischen Kreisen bekannt machte. Kurz darauf erfolgte seine Habilitation in der philo-

sophischen Fakultät der Straßburger Universität und ein Jahr später seine Berufung nach Berlin als Vorsteher der chemischen Abteilung des unter der Direktion von du Bois-Reymond stehenden physiologischen Institutes. Die Straßburger medizinische Fakultät ehrte ihn damals durch Verleihung der medizinischen Doktorwürde honoris causa. — Die weiteren wissenschaftlichen Erfolge Baumanns sollten zeigen, daß er den Geist der Medizin auch ohne medizinisches Studium erfaßt hatte. — Das Laboratorium Baumanns in Berlin zog eine große Zahl Mediziner an, die sich besonders mit Forschungen aus dem Gebiete der physiologischen und pathologischen Chemie befaßten. Die Berliner Tätigkeit ist in wissenschaftlicher Hinsicht für Baumann eine äußerst fruchtbare und auch erfolgreiche gewesen. In jene Zeit fallen die interessanten Studien Baumanns über das Vorkommen und die Bildung der aromatischen Substanzen im Tierkörper, ferner die Auffindung der sog. Merkaptursäuren im Harn, die nach Verfütterung gewisser organischer Stoffe im tierischen Organismus gebildet und durch die Nieren ausgeschieden werden, weiterhin die grundlegenden Arbeiten über die Fäulnisvorgänge im Darme. Um diese Zeit erschien auch die von ihm verfaßte Monographie „Die synthetischen Prozesse im Tierkörper" (Berlin 1878). Im Herbst des Jahres 1883, also nach 6jähriger Tätigkeit am physiologischen Institut in Berlin, folgte Baumann einem Rufe als Professor der Chemie an die Universität Freiburg auf den Lehrstuhl der medizinischen Fakultät, der durch den Rücktritt von Babos frei geworden war. — Die Lehrtätigkeit Baumanns in Freiburg dehnte sich über das ganze Gebiet der Chemie aus; Laboratorium und Hörsaal waren von Medizinern, Chemikern und Pharmazeuten überfüllt und neue bedeutsame Entdeckungen über physiologisch-chemische und rein chemische Vorgänge gingen in ununterbrochener Folge aus seinem Laboratorium hervor. Groß ist die Zahl der jungen Ärzte gewesen — darunter viele Ausländer —, die sich unter Baumanns Leitung mit der Lösung wissenschaftlicher Fragen beschäftigt haben. Nicht ein einziger unter den vielen dürfte das Laboratorium verlassen haben, ohne den gewünschten Erfolg und die gesuchte Anregung zu weiteren wissenschaftlichen Arbeiten gefunden zu haben. An dieser Stelle sei nur an die Erforschung des sog. Alkaptons erinnert, das in seltenen Fällen als anormales Stoffwechselprodukt im Harn des Menschen auftritt. Baumann hat nicht nur das Alkapton aus einem derartigen Harn rein abgeschieden, sondern auch seine chemische Konstitution nachgewiesen, ja dasselbe sogar künstlich dargestellt und dadurch

das Endziel der chemischen Forschung in dieser Richtung erreicht. — Aber auch auf dem Gebiete der reinen Chemie hat Baumann mit großem Erfolge gearbeitet; sein Interesse verblieb dauernd bei dem Studium der organischen schwefelhaltigen Verbindungen, das ihm den Ruhm gebracht hat, neue beruhigende Heilmittel entdeckt zu haben, nämlich die beiden Schlafmittel Sulfonal und Trional, die schon Tausenden von Kranken Linderung der Schmerzen und den gesuchten Schlaf gebracht haben. — Es bleibt uns noch übrig, einer der wichtigsten und gleichzeitig der letzten Entdeckung Baumanns zu gedenken, nämlich der Auffindung des Jods in der Schilddrüse (Thyreoïdea) des Menschen. Im Verein mit seinem ärztlichen Mitarbeiter E. Roos ist es E. Baumann noch kurz vor seinem Tode geglückt, die jodhaltige organische Substanz der Schilddrüse zu isolieren und sie als denjenigen Bestandteil zu charakterisieren, dem die therapeutischen Wirkungen dieses Organs zuzuschreiben sind. Die reichen wissenschaftlichen Erfolge Baumanns, die in dieser kurzen Darstellung nur angedeutet werden konnten, geben uns eine Vorstellung davon, was die Wissenschaft durch den allzufrühen Tod dieses ausgezeichneten Mannes verloren hat. — Nach dem Tode Hoppe-Seylers, im Jahre 1895, bemühte sich die Straßburger Universität Baumann als Nachfolger seines Lehrers zu gewinnen, er schlug aber den ehrenvollen Ruf aus. — Aber nicht lange mehr durfte sich die Freiburger medizinische Fakultät ihres so berühmten und beliebten Lehrers erfreuen; am 3. November 1896 erlag er einem Herzleiden, das sich schon lange vorbereitet, aber ihn erst wenige Tage vor seinem Tode aufs Krankenlager geworfen hatte. Am 5. November wurde Baumann zur Ruhe bestattet. Tief erschüttert, trauerten an seinem Sarge neben seiner gebeugten Familie Freunde, Kollegen und Schüler. Wer ihm nähergetreten, hatte die Klarheit seines Verstandes, die Treue und Wahrheit seines vornehmen und edlen Charakters und die Wärme seines Gemüts hochschätzen lernen. — Die Männer der Wissenschaft, die mit ihm in Berührung gekommen waren, hatten neben seiner unbedingten Zuverlässigkeit eine männliche Offenheit zu rühmen und vor allem eine nie versagende Bereitwilligkeit, andern zu raten und zu helfen. Allen, die ihm nahe traten, mußte es als ein erstrebenswertes Ziel erscheinen, so zu denken und so zu schaffen wie er.

W. Autenrieth.

Wilhelm Bäumer,

Architekt, Lehrer und Schriftsteller, ist geboren zu Ravensburg am 18. April 1829 als Sohn eines dortigen Kaufmanns. Nachdem er bis zu seinem 14. Lebensjahre die Realschule seiner Vaterstadt besucht hatte, empfing er seine künstlerische Ausbildung am Polytechnikum in Stuttgart und von 1854 bis 1856, einer in Süddeutschland damals vielfach befolgten Übung folgend, an der École des beaux arts zu Paris, wo er mit dem Ausländern selten zuteil werdenden Grand prix de Rome ausgezeichnet wurde; das hiermit verbundene Stipendium ermöglichte dem jungen strebsamen Architekten einen einjährigen Aufenthalt in Italien. — Nach Stuttgart zurückgekehrt, erhielt er eine Lehrerstelle am Polytechnikum, die er bis zum Beginn des deutsch-französischen Krieges als Professor der Architektur innehatte; 1858 verheiratete er sich. Die Zeit seiner Stuttgarter Lehrtätigkeit ist zugleich eine Periode lebhafter praktischer Arbeit für Wilhelm Bäumer gewesen, indem er von dem damals allmächtigen, seit 1859 zum Direktor der Kgl. Bauten und Gärten ernannten Schriftsteller und kgl. Hofrat W. Hackländer unterstützt und dem König Wilhelm empfohlen, nicht nur dankbare öffentliche Aufträge zu erfüllen hatte — Villa Rosenstein, Damaszenerhalle der „Wilhelma" u. a. —, sondern auch interessante Privatbauten ausführen durfte, Wohnhäuser in den neueröffneten Baugebieten, der Kepler-Kriegsberg-, Urban- und Olgastraße. Der wachsende Ruf des jungen Künstlers, der mittlerweile noch in Gemeinschaft mit einem seiner Schüler, dem späteren Prof. Schill, das erste Kunstgewerbeblatt Deutschlands, die „Gewerbehalle", (1863) ins Leben gerufen hatte, lenkte die Augen des Auslandes auf ihn; 1870 folgte er demgemäß einem Rufe nach Wien, wo ihm als Ergebnis einer Konkurrenz die Erbauung des Westbahnhofes übertragen wurde, eine umfangreiche Aufgabe, welche er glänzend zu lösen verstand. — Das Palais Faber daselbst, die Klagenfurter Landes-Irrenanstalt, das chemische Laboratorium in Innsbruck und eine Reihe größerer Privatgebäude fallen in diese Schaffensperiode des ungemein fleißigen Künstlers; er gelangte rasch zu Ruf und Ansehen. | Daß er sich mit zunehmendem Wohlstande auch in bauliche Spekulationen einließ, wie sie in jenen Tagen nicht selten waren, brachte ihn in unmittelbare Beziehungen zu dem großen Krach, welcher im Jahre 1873 mit einem Schlage auf absehbare Zeit glänzende Aussichten und große Vermögen vernichtete. Auf das Schmerzlichste berührt, auch durch

den Verlust eines Bruders, des Buchhändlers Bäumer in Wien, an welchem er mit Zärtlichkeit hing und dessen Hinterlassene er nunmehr mit den eigenen Angehörigen zu versorgen hatte, kehrte der schwergeprüfte Mann im Jahr 1877 nach der schwäbischen Hauptstadt zurück, wo übrigens das Andenken an ihn noch nicht erloschen war. Die von ihm begründete und lange Jahre hindurch auch geleitete „Gewerbehalle", ihrerzeit in acht Sprachen erscheinend, hatte mit zielbewußter Arbeit jene große Zeit der Renaissance des Kunstgewerbes vorbereitet, welche im Jahr 1879 in der Münchener Ausstellung, speziell in der Abteilung „Unserer Väter Werke", ihren ersten lebendigen und weithin spürbaren Antrieb empfing; heute noch gilt mancher Aufsatz, manche Ornamentskizze von W. Bäumers Hand als geradezu musterhaft. Im Jahre 1878 folgte der bewährte Fachmann einer Berufung nach Karlsruhe zur Einrichtung und Leitung der neubegründeten großh. Baugewerkschule; in ernster Tätigkeit bewährte er während einer Periode von vier Jahren seine alte Arbeitskraft und sein organisatorisches Talent. Überarbeitung zusammen mit den Folgen jener kaum überstandenen wirtschaftlichen Krisis begannen übrigens nunmehr in einer bedenklichen, von Tag zu Tag sich steigernden nervösen Überreizung ihre Wirkungen derart geltend zu machen, daß man sich berechtigt sah, das Schlimmste zu befürchten. Bäumer war genötigt seine Pensionierung nachzusuchen, die ihm gewährt wurde, trotzdem das sogen. Quinquennium noch nicht erschöpft war. Zur Wiederherstellung zog er nach Freiersbach ins hintere Renchtal, wo er eine Privat-Gewerbeschule eröffnete und ohne rechnerische Vorsicht sich in den Bau eines Landhauses einließ, — von hier aber, von krankhafter Ruhelosigkeit getrieben, nach Freiburg i. Br. und später (1887) nach Straßburg i. E., welche Stadt am Allerseelentage 1895 das Ziel seiner Lebenswanderung werden sollte. — Schon jahrelang vorher war seine geistige Kraft erlahmt, seine Arbeitskraft gebrochen; zur Ruine war die schöne, stolze Mannesgestalt geworden; ergraut, gebeugt, der heitere — immer werkbereite Bekenner idealer Schönheit, plastischen Formenadels, — der redegewandte Protestant gegen alles, was unschön und dumm war. — Geistig umnachtet, unfähig, sich selbst von seinem Tun jene strenge Rechenschaft zu geben, mit welcher er ehedem in geisteshellen Tagen Kritik an sich und seiner Überzeugung geübt, — wahrscheinlich ohne jeglichen äußeren Anlaß — konvertierte er wenige Jahre vor seinem Ende. —

Professor Dr. Wilhelm Bäumer war als Künstler von einer leicht

angeregten, in der Regel dann aber lebhaften Phantasie, von rascher Auffassung und weitem Blick, als Lehrer bei unermüdlichem Fleiße von gewinnender Herzensgüte. Größere schriftstellerische Leistungen hinterließ er nicht. Erwähnenswert sind von seinen mehr monographischen Arbeiten eine vortreffliche Darstellung des kgl. Lusthauses in Stuttgart als Beitrag zur Baugeschichte der Stadt mit vielen Zeichnungen nach dem Beisbarthschen Material; sodann ein Vortrag gehalten am Geburtsfeste des Königs im Jahr 1870 „Die Bedeutung des kunstgewerblichen Unterrichts für Württemberg"; ferner eine Denkschrift zu gleichem Anlaß „Das bürgerliche Wohnhaus bei den Griechen und Römern, im Mittelalter und in den späteren Jahrhunderten", mit 6 Tafeln; endlich eine Sammlung von „Eisenkonstruktionen im Bauwesen" und eine Schrift, betitelt „Marmor und Mosaik". Dr. Cathiau.

Hermann Baumgarten

war Braunschweiger von Geburt. Er wurde am 28. April 1825 zu Lesse bei Wolfenbüttel als Sohn des dortigen Geistlichen geboren. Seine Schulbildung empfing er auf dem Gymnasium zu Wolfenbüttel. Mit 17 Jahren bezog er die Universität Jena, um Philologie zu studieren. Er wurde Burschenschaftler mit Leib und Seele. Auch in Halle, wohin er Ostern 1843 übersiedelte, und wo der charaktervolle Max Duncker sein innerstes Wesen berührte, widmete er neben seinen Studien dem burschenschaftlichen Leben ein gutes Teil seiner Zeit und Kraft. Im Januar 1844 stand er mit drei anderen an der Spitze einer Studentenbewegung, die bei Rektor und Senat um die Erlaubnis nachsuchte, einen „akademischen Lesesaal" zu gründen. Die Folge waren Verhöre, Haussuchungen, endlich Entfernung von der Hochschule „wegen Teilnahme an einer verbotenen Verbindung". Dem gefährlichen jungen Mann waren zunächst alle Universitäten verschlossen, bis er im Herbst 1845 durch persönliche Vermittlung Dahlmanns in Bonn wieder zugelassen wurde. Aber die Sorge und Erregung dieser Verfolgungszeit hatte auch seiner Gesundheit einen Stoß versetzt: er mußte ein ganzes Jahr seiner leiblichen Erholung leben und klagte später, daß sein bisher vortreffliches Gedächtnis damals Schaden gelitten habe. Dies Martyrium, von einer bornierten Staatsgewalt verhängt, war ganz dazu angetan, einen jungen, temperamentvollen Menschen dem Radikalismus in die Arme zu treiben. Bei Baumgarten siegte die besonnene Vaterlandsliebe. Die Fragen von Ver-

fassung und Einheit, die damals die Besten der Nation in Atem hielten, wurden für ihn Lebensfragen, die er mit heiligem Ernst, mit voller Hingabe ohne Eigensinn und Eigennutz zu pflegen begann. Schon während er in Göttingen 1847/48 seine Studien zum Abschluß brachte, zog ihn die Politik in ihren Bann. Und kaum hatte er in Braunschweig in den Märztagen 1848 sein Examen bestanden und sein Probejahr am Gymnasium angetreten, da wurde er ganz in ihren Dienst gezwungen: im Dezember 1848 übernahm der Dreiundzwanzigjährige auf Bitten Viewegs und des Braunschweiger Bürgermeisters die Redaktion der „Deutschen Reichszeitung“, deren bisherige Leitung der demokratischen Hochflut jener Tage erlegen war. Ohne Menschenfurcht und mit vollster Hingabe hat Baumgarten bis 1852 das Blatt redigiert; aber die Verstimmung über Preußen und die dortige Reaktion trieb allmählich auch ihn mehr und mehr ins Lager der Opposition. Die preußische Regierung klagte über den Ton seiner Zeitung; bedeutende Mitarbeiter, wie Arndt, Droysen, Gervinus, Haym u. a., die er gewonnen hatte, zogen sich entmutigt zurück — da legte er sein Amt nieder. Neben Duncker und Dahlmann war Gervinus schon lange ein Leitstern seines Lebens; zu ihm nach Heidelberg wandte er sich nun, um in seinem Dienst und unter seiner Leitung aus einem Journalisten ein Historiker zu werden. Er begann frischweg, auf Gervinus' Rat, eine österreichische Geschichte und verbrachte ein Jahr lang in München mit eifrigen Vorarbeiten dafür. Aber im März 1853 war er wieder in Heidelberg: der „Prozeß Gervinus“ hatte begonnen, und Baumgarten verfaßte jetzt zur Rechtfertigung seines des Hochverrats bezichtigten Meisters seine erste selbständige Schrift: „Gervinus und seine politischen Überzeugungen“. Gervinus wohnte damals im Hause des preußischen Geheimrats Fallenstein auf dem rechten Neckarufer. Bei diesem, einem alten Lützower, fand auch Baumgarten gastliche Aufnahme, hier ging ihm der ganze Reichtum süddeutschen Lebens auf, und nach Jahresfrist verlobte er sich mit Ida Fallenstein, einer Tochter seines Gastfreunds. Er gedachte nun wieder Schulmann zu werden; aber sein Herzog wollte den einstigen Redakteur der oppositionellen Reichszeitung nicht wieder verwenden. So ging er auf Gervinus' Vorschlag ein, ihm bei seiner Geschichte des 19. Jahrhunderts als Mitarbeiter zu dienen. Bis ins Jahr 1857 dauerte diese Abhängigkeit, bei der Baumgartens Arbeit in die des Meisters einfach aufging. In München, wo er seit 1855 mit seiner jungen Frau wohnte, war es besonders Heinrich von Sybel, der ihm

riet, sich doch selbständig zu machen. Die südamerikanischen Freiheitskriege und die Geschichte der spanischen Kortes, die er 1856 für Gervinus bearbeitete, wiesen ihm endlich dasjenige Forschungsgebiet, das er seitdem mit dem größten Erfolg und ausgiebigst bis an sein Lebensende angebaut hat: die spanische Geschichte. Seit er sich in seiner Forschung auf eigene Füße stellte, rückte er auch in politischer Beziehung mehr und mehr von Gervinus ab. Die preußischen Zustände, die er vorübergehend ebenso pessimistisch wie sein Meister betrachtet hatte, erfüllten ihn seit 1858 wieder mit freudiger Zuversicht, und der Glaube an Preußens Mission für die deutsche Einheit führte ihm wieder die Feder: noch einmal gewann so der Publizist über den Historiker die Oberhand. Eine umfangreiche Korrespondenz mit bedeutenden Persönlichkeiten in Nord und Süd diente ihm zur politischen Orientierung, und zahlreiche Aufsätze und Artikel in den preußischen Jahrbüchern und in verschiedenen Tagesblättern warben mit packender Lebendigkeit für die nationale Einigung. Duncker, seit kurzem oberster Leiter des preußischen Preßwesens, überredete Baumgarten, im Herbst 1859 nach Berlin überzusiedeln, wo es publizistische Arbeit in Hülle und Fülle, nicht aber eine irgendwie gesicherte Existenz für ihn gab. Doch Baumgarten stellte sich ganz zur Verfügung und übte in seiner neuen Tätigkeit nach Dunckers Zeugnis „eine beispiellose Hingabe an die vaterländischen Interessen". Fast zwei Jahre hielt er in dieser Stellung aus, die eigentlich keine war, die ihm auch nur wenig Zeit für seine geschichtlichen Arbeiten übrig ließ: da vermittelte Gervinus seine Berufung nach Karlsruhe, wo man soeben am Polytechnikum einen neuen Lehrstuhl für Geschichte und Literatur begründet hatte. Baumgarten brachte kurz vor seiner Übersiedlung nach der badischen Hauptstadt sein erstes wissenschaftliches Werk zum Abschluß, eine Geschichte Spaniens zur Zeit der französischen Revolution. Es schien, als sollte von jetzt an der Gelehrte in ihm den Politiker zurückdrängen; doch es kam anders. Zunächst freilich widmete er sich ganz der völlig neuen Lehraufgabe, die ihm zugefallen war. Sein Bestreben dabei war, die jungen Polytechniker durch die ganze Weite der Geschichte zu führen, denn es schien ihm für diese Zuhörer wesentlicher, daß sie einen Begriff von dem großen Gang der moralischen Weltordnung erhielten, als daß sie diese oder jene Periode spezieller kennen lernten. Der ausschließlich exakten Richtung gegenüber, wie sie naturgemäß an einer technischen Hochschule vorherrscht, bemühte er sich „Respekt vor den moralischen Mächten zu lehren

und Zweifel zu erwecken an jener selbstgewissen Weltbetrachtung, wie sie heute von so vielen Naturforschern gelehrt wird". Er hoffte, die polytechnische Jugend „mit einem ernsten Interesse für historische Wahrheit erfüllen zu können, ihr die Geschichte zu einer Quelle nicht nur der wissenschaftlichen, sondern auch der sittlichen Bildung zu machen". Ausdrücklich lehnte er es alljährlich in der Einleitung zu seinen Vorlesungen ab, daß er angenehm unterhalten, oder daß er in erster Linie einzelne interessante Tatsachen mitzuteilen gedenke; „das vielmehr scheint mir die wahre Bedeutung der Geschichte für das praktische Leben zu sein, daß wir in ihr das menschliche Leben der Gegenwart in seinen tiefsten Gründen, in seinen unveränderlichen Gesetzen verstehen lernen. . . . Des Mannes höchste Aufgabe ist zu wirken, die edlen Gedanken seines Inneren in die Außenwelt zu übertragen, unter den Konflikten des Lebens seinen geraden Gang der Pflicht mit klugen Rücksichten im einzelnen, aber mit unbeugsamer Folgerichtigkeit im großen zu gehen. Und zwar zu wirken, nicht nur in dem Kreis des besonderen Berufs oder in der Familie, sondern auch zu wirken als Glied der Gemeinschaft, als Bürger. Denn all unser Sein und Wirken wurzelt zuletzt in der großen, sittlichen Gemeinschaft des Staates. Diese Lehre der Geschichte muß vor allem unsere Gegenwart, muß die deutsche Gegenwart endlich beherzigen; und wenn es mir gelingt, diese Lehre der politischen Tugend Ihnen tief, unvergeßlich ins Herz zu graben, wenn es mir gelingt, Sie davon zu überzeugen, daß Sie ohne die Übung dieser politischen Tugend der höchsten Aufgabe des Mannes fernbleiben, wenn es mir gelingt, Sie mit ernster Begeisterung für Ihre zukünftige Wirkung in Staat und Gemeinde zu erfüllen, mit ernster Begeisterung, verstehen Sie mich wohl, nicht mit dem flüchtigen Rausch des oberflächlichen Enthusiasmus, der sich in leeren Phrasen ergeht, oder mit dem schlechten Egoismus, der sich in Gemeinde und Staat wirft, um sie auszubeuten zur Befriedigung der Eitelkeit, der Gewinnsucht, der Herrschsucht, nein, mit jener ernsten, besonnenen Tugend, die nicht das Ihre sucht, nicht Ehre, nicht Macht, nicht Gewinn, sondern das Gedeihen des Ganzen und in diesem das eigene Gedeihen — wenn es, sage ich, mir gelingt, Sie mit dieser politischen Tugend zu erfüllen oder wenigstens Ihren Sinn auf diese Tugend zu richten, dann werde ich glauben, ein wesentliches Ziel meines Wirkens erreicht zu haben." Es war gewiß nicht zum wenigsten dieser politische Grundton, der Baumgartens Vorträgen von Anfang an und dauernd einen ungewöhnlichen Zulauf verschaffte. Im

größten Hörsaal des Polytechnikums war meist auch der letzte Platz besetzt, an die 200 betrug in der Regel die Zahl der Zuhörer, und noch heute leben in allen Teilen des badischen Landes viele Männer, die mit Wärme bekennen, daß in Baumgartens Karlsruher Vorlesungen ihr politisches Denken erwacht sei und Richtung bekommen habe. Dabei hatte seine Beredsamkeit nichts blendendes; obgleich der freien Rede in seltenem Maße mächtig, hielt er es doch für Pflicht, alles, was er vortrug, schriftlich zu formulieren. Er las also, aber er las vorzüglich, so daß es nahezu wie freie Rede wirkte. In allem aber, was er vortrug, spürte man die schlechthin eigenartige Persönlichkeit, den ungewöhnlich vielseitig Gebildeten, den lauteren Diener der Wahrheit, den Träger eigenster, unter Opfern errungener Überzeugungen. Auch vor nichtstudentischem Publikum bekam er häufig Anlaß zu reden; so hielt er am 18. Oktober 1863 eine vielbeachtete Gedächtnisrede auf die Leipziger Schlacht und stellte sich auch sonst gern zur Verfügung, so daß die „dankbare Stadtgemeinde" ihm bei seinem Weggang im Jahre 1872 eine schöne Bronzestatue Kaiser Wilhelms verehrte. Auch die Großherzogin erbat sich wiederholt seine Vorträge. Dafür daß bei all dieser Lehrtätigkeit der Historiker mit dem Politiker Fühlung behielt, sorgte der Freundeskreis, in den Baumgarten in Karlsruhe eintrat. Fast gleichzeitig mit ihm zog sein Schwager Julius Jolly als neuernannter Ministerialrat in der Residenz auf. Durch ihn lernte Baumgarten den Schulfreund Jollys, den damaligen Minister des Auswärtigen von Roggenbach, kennen, und unter diesen drei Männern herrschte alsbald die innigste Lebensgemeinschaft. Die leidenschaftliche Sorge für die deutsche Zukunft bildete das starke Band, das sie zusammenhielt. Im Herbst 1862 kehrte dann Karl Mathy aus Leipzig in die Heimat zurück, und bald wurde sein gastliches Haus ein Mittelpunkt der Karlsruher Gesinnungsgenossen, wo auch Mathys Freunde aus dem Norden, G. Freytag, Duncker u. a., fleißig aus und ein gingen und von Freiburg aus H. von Treitschke gerne vorsprach. Aber außer diesem Umgang mit bedeutenden Politikern pflegte Baumgarten auch den mit der Künstlerschaft: im Hause des Galeriedirektors Lessing, des Theaterdirektors Devrient war er ein gern gesehener Gast. Baumgarten hatte für alle Kunst ein liebevolles Verständnis; sein Klavierspiel war in hohem Maße ausdrucks- und seelenvoll; vor allem aber besaß er eine wirklich glänzende Unterhaltungsgabe: er lebte ganz in dem Gegenstand des Gesprächs, äußerte seine Ansicht mit unendlicher Lebhaftigkeit, übte gern an Menschen und Dingen eine

Seine schönste Bewährung erfuhr dieser Bund zu Beginn des Krieges 1870; getreulich teilte Baumgarten des Schwagers wahrhaftig nicht kleine Sorgen: ob und wann die Kehler Brücke zu sprengen sei, ob man die Kassen flüchten solle oder nicht, in welchem Umfang man alles zum Kampf vorbereiten könne, ohne den Argwohn der Franzosen vorzeitig zu wecken, das alles bereitete den Freunden tagelang schweres Kopfzerbrechen, um so mehr, als der Kriegs- und der Finanzminister in vielem anderer Ansicht waren als Jolly. „Ich unterstützte ihn durchaus", schrieb Baumgarten damals an Sybel, „aber wir waren einige Tage fast allein." Wie eine Erlösung kam endlich am 15. Juli die Mobilmachungsordre. Der großen Zeit, die damit anhob, suchte Baumgarten in seiner Art und mit seiner Waffe zu dienen. Er schrieb schon am 17. Juli seine „Kriegspredigt" voll Zuversicht und Stärke; sie fand als anonymes Flugblatt in Massen Verbreitung; ihren Ton fand Treitschke vortrefflich. Zwischen Wörth und Sedan entstand dann die vielgelesene, alsbald in zweiter Auflage erscheinende Schrift: „Wie wir wieder ein Volk geworden sind", ein ungebrochener Abglanz jener einzigen Zeit, ein Rückblick auf die deutsche Vergangenheit bis zu deren Einmündung in die große Gegenwart, eine Schrift voll schöner, fruchtbarer Gedanken. Viele, die seitdem an nationalen Gedenktagen Reden zu halten Veranlassung hatten, sind an ihr schon froh geworden. Mit Nachdruck warb sie für vollen, dauernden Anschluß an den Norden, der ja immer noch nicht, auch nach Sedan nicht, allerwärts selbstverständlich erschien.

Diese reich bewegte Karlsruher Zeit war für Baumgarten als Mensch und als Politiker der Höhepunkt seines Lebens. Aber auch als Gelehrter hat er damals die Höhe des Könnens erstiegen. Im Sommer 1863 begann er — anknüpfend an sein Erstlingswerk von 1861 — für die bei Hirzel erscheinende Staatengeschichte der neusten Zeit sein dreibändiges Hauptwerk: „Die Geschichte Spaniens vom Ausbruch der französischen Revolution bis auf unsere Tage". Im Jahre 1865 lag der erste Band vollendet vor. Baumgarten erntete damit bei den Fachgenossen ungeteiltes Lob; der Altmeister v. Sybel schrieb ihm darüber: „Ich sage Ihnen vielen Dank für Ihre Leistung, der ich mit seltenem Vergnügen einen Essay in meiner Zeitschrift widmen werde. Ich bedauere nur, daß Sie nicht ausführlicher schreiben und breiter sich in die Darstellung vertiefen konnten, und dann finde ich immer noch einen Rest von Ihrem alten Grundfehler, der leidigen Bescheidenheit, die Sie

an manchen Stellen zur Kürzung getrieben hat, so daß Sie zu viele Sachen geben, als welche ja nicht Sie sind, und zu wenig Form und Darstellung, die ja dem Autor angehören, dem Autor, der das Publikum mit seiner Person ja nicht belästigen will. Sie sind aber ein Autor nach vollem Maß, mit Fleiß und Kritik, mit feinem Ohr für psychologischen Pulsschlag, mit reifem Urteil auch bei den kompliziertesten politischen Fragen, mit weitem Blick für die großen historischen Zusammenhänge". Das Eigenartige an Baumgartens spanischer Geschichte ist ihr eminent politischer Charakter. Es entsprach das den besonderen Schicksalen des Verfassers und der politisch erregten Gegenwart, in der er schrieb. Nationalität, Einheit, Verfassung sind die Angelpunkte, um die auch das Leben der Vergangenheit sich ihm dreht. So groß er dachte von der Einwirkung der Persönlichkeit auf die Geschichte, ein Bildnismaler war er nicht, und im Gegensatz zur modernsten Richtung der Geschichtschreibung, die überall das Wirtschaftliche und Sozialpolitische in den Vordergrund rückt, schienen ihm diese Dinge nicht zum eigentlichen Gegenstand der Historie geeignet. Wohl aber das geistige Leben, die Gesittung und Bildung einer jeden Nation und Zeit, wie sie sich in der Literatur zu spiegeln pflegt: so kam es ihm zu statten, daß er am Polytechnikum außer Geschichte auch Literatur zu lesen hatte. Im Jahre 1868 besuchte er persönlich das Land, dessen Schicksale ihn seit langem so intensiv beschäftigten. Die Reise trug ihm für sein Werk viel wertvolle Anschauung ein, sie zeigte ihm freilich auch die Kluft, die den protestantischen Deutschen von dem bigotten spanischen Wesen trennte und trennen mußte. Sicherlich stehen die spanischen Dinge uns Deutschen nicht eben nahe — Baumgarten selbst empfand dies im Fortgang seines großen Buches immer störender —, „aber, so tröstete er sich, die Spanische Geschichte hat die Eigentümlichkeit, gewisse große Wahrheiten mit schneidender, auch den Stumpfsinnigen berührender Energie zu predigen"; sie schien ihm in seltenem Maße paradigmatischen Wert zu besitzen, und so ist er auch nach Abschluß seines Hauptwerks immer wieder gern zu diesem Arbeitsfeld zurückgekehrt. Zunächst freilich gönnte er sich den Hochgenuß, auch einmal „in deutscher Vergangenheit zu jubeln", indem er einen umfangreichen Essay über Herders Verhältnis zu dem Schaffhausener Georg Müller verfaßte, ein Essay, der vielfach Bedauern darüber weckte, daß Baumgarten sich nicht ausgiebiger der Literaturgeschichte widmen wollte. Er hätte es vielleicht getan, wenn nicht gerade jetzt (1872) mit der durch Roggenbach vermittelten Be-

rufung an die neugegründete Straßburger Hochschule ganz andere Aufgaben an ihn herangetreten wären.

Über diese letzten 20 Jahre seines Lebens, außerhalb Badens verlebt, dürfen sich die „Badischen Biographien" füglich kurz fassen. Zu Straßburg, wo Baumgarten bald ganz heimisch wurde, war seine Tätigkeit fast ausschließlich die gelehrte. Die politischen Vorgänge verfolgte er zwar nach wie vor mit einer fast leidenschaftlichen Teilnahme, über die Weiterentwicklung unserer inneren Verhältnisse fühlte er sich mehrfach tief enttäuscht, aber tätig in sie einzugreifen, sah er sich nicht mehr veranlaßt. Kolleg und Seminar und die alsbald in Angriff genommenen Studien zur Reformationsgeschichte beanspruchten mehr und mehr seine ganze Kraft. Zu diesen letzteren regte ihn sein neuer Wohnort unwillkürlich an. War doch Straßburgs größte Zeit eben jenes 16. Jahrhundert gewesen, als die deutsche Reichsstadt einen Brennpunkt für das geistige und religiöse Leben unseres Volkes abgegeben hatte. Indem er diese deutsche Vergangenheit der elsässischen Hauptstadt in helles Licht zu rücken sich bemühte, für Sammlung der Urkunden aus jener deutschen Vorzeit des Elsasses sorgte, Straßburger Männern wie den beiden Sturm und dem Historiker Sleidan in liebevollen Monographien Denkmäler setzte, hoffte er auch politisch nützliche Arbeit zu leisten. Solche Studien, wie er sie trieb und in seinem Schülerkreis anregte, sollten „den Elsässern die Liebe zu der protestantischen, zu der durch und durch deutschen Vergangenheit ihres Landes stärken und klären und so ein neues, innerliches Band herstellen zwischen dem Elsaß und dem wesensverwandten Reich". Dabei beschränkte Baumgarten seine Forschung nie auf das Ortsgeschichtliche, sondern betrachtete dies immer im Zusammenhang mit den Geschicken des Reichs und des Auslandes. So erwuchs u. a. im Anschluß an solche Straßburger Studien seine Schrift: „Vor der Bartholomäusnacht", in der es ihm gelang, durch kritische Bearbeitung von teilweise neuem Quellenmaterial endgültig den Beweis zu erbringen, daß jene schreckliche Bluttat nicht lange vorherbedacht war, sondern erst im Augenblick Gestalt gewann. Durch alle diese Arbeiten errang er als Gelehrter einen gefeierten Namen. Die Bonner Universität machte ihn zu ihrem Ehrendoktor, ebenso die theologische Fakultät zu Straßburg; in die Münchener Akademie wurde er als Mitglied aufgenommen. Die auf Straßburg und die Reformationsgeschichte bezüglichen Studien hatten aber für Baumgarten noch eine weitere Bedeutung: sie brachten das protestantische Bewußtsein in ihm zu voller Klarheit und Stärke. Im

Ultramontanismus sah er jetzt den schlimmsten Feind unseres Volkes, zu seiner Abwehr war er jederzeit auf dem Platze, dem Evangelischen Bund stellte er seit 1886 seine Feder wiederholt zur Verfügung (vgl. seine „Römischen Triumphe" und „Die religiöse Entwicklung Spaniens"), und nachdrücklich kämpfte er gegen die Janssensche Art, Geschichte zu machen. Das Zentrum hatte Grund ihn zu hassen, denn er haßte es von ganzem Herzen. Zugleich aber bewahrte ihn sein historisches Wissen vor jener unklugen Unterschätzung des Gegners, deren nach seiner Ansicht die Norddeutschen, deren auch Bismarck sich schuldig machte. Der Kulturkampf als solcher war ihm recht, nur mißtraute er — und, wie sich bald zeigen sollte, mit Grund — der Tonart, in der er eröffnet und geführt wurde. Auch sonst vermißte er bei seinen norddeutschen Freunden Verständnis für die spezifischen Erscheinungen des Südens. In der „Deutschen Geschichte des 19. Jahrhunderts", die Treitschkes genialer Feder seit 1879 in so unvergleichlicher Schönheit entquoll, schien ihm über der Verherrlichung Preußens die dem Süden, seinen Herrschern und Staatsmännern gebührende Gerechtigkeit zu kurz zu kommen. Gerade als geborener Norddeutscher hielt er sich verpflichtet, seinem alten Kampfgenossen in diesem Punkt entgegenzutreten. Er tat es mit so rückhaltloser Schärfe, daß ihm Treitschke diesen Vorstoß nie verziehen hat. Als Sechziger begann er endlich im Jahre 1885 sein zweites Hauptwerk, Karl V. Es zu vollenden, war ihm versagt. Doch sind immerhin drei stattliche Bände zum Abschluß gekommen. Die Wahl gerade dieses Themas hing sichtlich mit seinen spanischen Studien von ehedem und mit seiner Pflege der Reformationsgeschichte seit der Übersiedelung nach Straßburg zusammen. In Karl V. wollte er, wie er sich ausdrückte, den „Schicksalsmann der modernen Welt in ihrer Geburtsstunde" zu schildern versuchen. Auch in diesem Werk seines Alters blieb er dem wesentlich politischen Gesichtspunkt, der früher für ihn maßgebend war, getreu. Mit der letzten Kraft seines erlöschenden Lebens begann er endlich eine Biographie seines Schwagers Jolly, der im Oktober 1891 gestorben war. Er hat sie ebensowenig vollenden dürfen wie seinen Karl V. — ein ernsthafter Verlust für unsere badische Geschichte. Denn niemand war wie Baumgarten berufen, die große Zeit von 1870, soweit sie im Schoß und am Sitz der badischen Regierung sich abspielte, der Nachwelt zu berichten; war er doch der intime Vertraute des damals Baden leitenden Staatsmannes und zugleich ein Historiker, in dem uns das innerste und beste Wesen jenes Geschlechts

entgegentritt, das durch seine Arbeit die Herstellung des Deutschen Reiches vorbereiten half. Am 19. Juni 1893 ist er seinem bis zuletzt ihm köstlichen Tagewerk durch den Tod entrissen worden. (Vorstehende Skizze ist in der Hauptsache ein knapper Auszug aus dem überaus schönen Lebensbild, das Erich Marcks der 1894 erschienenen „Sammlung historischer und politischer Aufsätze und Reden von Hermann Baumgarten" vorangesetzt hat. Ebenda findet man auch ein chronologisches, 106 Nummern umfassendes Verzeichnis der von Baumgarten veröffentlichten Schriften. Für sein Leben vgl. noch außerdem: Baumgarten und Jolly, der Staatsminister Jolly, Tübingen 1897, und: Ad. Hausrath, Zur Erinnerung an Julius Jolly, Leipzig 1899.) F. B.

Leopold Baumgartner,

geboren am 26. Januar 1835 in Oberbergen am Kaiserstuhl, fand seine Ausbildung am Lehrerseminar in Meersburg und wurde, nachdem er an verschiedenen anderen Schulen des Landes vorübergehend verwendet worden war, im Jahre 1868 Hauptlehrer (Reallehrer) an der höheren Bürgerschule (nachmaligen Realschule und Oberrealschule) zu Freiburg, deren Lehrkörper er bis zu seinem Tode am 17. April 1897 angehörte. Ein Botaniker von gediegenem Wissen, wohl einer der besten Kenner der Breisgauer Flora, nahm er tätigen Anteil an den Arbeiten des badischen botanischen Vereins, dessen Mitbegründer und langjähriger zweiter Vorstand er war. Die Gründung, Erhaltung und Erweiterung des Landesherbariums ist mit sein Verdienst. Als Konservator des Döllschen Herbariums hat er sich der ebenso wichtigen wie verdienstvollen Arbeit der Ordnung der ihm anvertrauten Schätze unterzogen. Es war seine letzte große Arbeit, die ihm noch unmittelbar vor seinem Tode zu vollenden vergönnt war. (Jahresbericht der Oberrealschule zu Freiburg für 1896/97. S. 4.)

Reinhold Baumstark

wurde zu Freiburg im Breisgau am 24. August 1831 als ältester Sohn des Lyceumsprofessors Anton Baumstark geboren. Die wissenschaftliche Ausbildung des frühgereiften, ernsten Knaben übernahm großenteils der Vater, der ihm vor allem ein tiefes Verständnis und dauernde Vorliebe für die altklassischen Literaturwerke zu vermitteln wußte. Doch wählte er 1848 nach Absolvierung des Lyceums auf Wunsch des Vaters

nicht die Philologie, sondern die Rechtswissenschaft zum Berufsstudium, dem er in Freiburg, unter nachhaltiger Förderung von Fritz, Stahl, Buß, besonders aber Stabel, bis zum Jahre 1852 oblag. Nach glänzend bestandenem Examen erhielt er im letzteren Jahre seine erste Anstellung in Kenzingen und nach nicht minder vorzüglichem Referendärexamen Anweisung ans Hofgericht in Mannheim. 1857 kam er als Amtsrichter nach Triberg, 1861 nach Durlach, 1864 ans Hofgericht nach Bruchsal und im gleichen Jahre noch als Kreisgerichtsrat nach Konstanz. Neben seinen Berufsarbeiten war inzwischen Baumstark auch rastlos tätig gewesen an Vervollkommnung seiner Kenntnisse in Geschichte und Philosophie und beide Disziplinen führten allmählich eine Umwandlung seiner religiösen Begriffe herbei. Als Kind einer gemischten Ehe war er dem Bekenntnis der protestantischen Mutter gefolgt, hatte aber noch als Gymnasiast infolge tiefgehenden Einflusses des Freiburger Stadtvikars und Religionslehrers E. O. Schellenberg „den positiven Glauben in seiner Seele zertrümmert gesehen“. Eifriges Studium des Spanischen und daran anschließend der mittelalterlichen Geschichte, ein mehrwöchentlicher Ferienaufenthalt auf der pyrenäischen Halbinsel (1867), als dessen Frucht 1868 „Mein Ausflug nach Spanien“ (Regensburg, Manz), eine liebevolle Würdigung des spanischen Katholizismus und eine in scharfem Gegensatz zur „Literatur der Umsturzpartei und der gothaischen Freimaurer“ stehende optimistische Beurteilung der politischen Lage, erschien, brachten ihn aber soweit, daß er noch im Jahre 1868 in den „Gedanken eines Protestanten über die päpstliche Einladung zum Konzil“ (Regensburg, Manz) dem Protestantismus eine öffentliche Absage zuteil werden ließ. Der formelle Übertritt erfolgte indes erst 1869, kurz nach demjenigen seines Bruders Hermann (Theologiedozent in St. Louis in Nordamerika). Öffentlich Rechenschaft über diesen beiderseitigen Schritt sollte die Konversionsschrift „Unsere Wege zur katholischen Kirche“ (Freiburg, Herder 1870) geben. Einen wichtigen Gang hatte Baumstark im Jahre 1868 getan, als er sich aufs politische Gebiet begeben hatte. Veranlaßt war er durch den Wunsch, mit allen verfügbaren Mitteln die kleindeutschen Bestrebungen des badischen Ministeriums Jolly zu paralysieren. Den gleichen Zweck hatte er, allerdings vergebens, schon kurz vorher bei einer aus Anlaß einer österreichischen Ordensauszeichnung erbetenen Zusammenkunft in Bad-Gastein mit v. Beust zu erreichen gesucht. Obwohl noch Protestant, schloß er sich doch im Landtag, für den er 1868

gewählt wurde, den vier katholischen und großdeutschen Abgeordneten Bissing, Lender, Lindau und Roßhirt an und bildete mit den drei ersteren das sogenannte „Festungsviereck". Die kleindeutschen Ziele Jollys und die antikatholischen Regierungsvorlagen über Civilehe und religiöse Stiftungen bekämpfte er bei den Beratungen wie auf Agitationsreisen (Hardheimer Versammlung!) mit leidenschaftlichem Ungestüm. Als aber der deutsch-französische Krieg endgültig der kleindeutschen Idee zum Siege verholfen hatte, da legte der ohnedies leidende Mann sein Mandat nieder, nicht ohne daß er vorher den badischen Katholiken in einer eigenen Schrift (Die katholische Volkspartei und ihr Verhältnis zum Kriege gegen Frankreich. Freiburg 1870) den „Gang zum Kaiser" erleichtert und in einer entschiedenen Erklärung im Landtage (16. Dezember) die Stellungnahme der großdeutschen Partei gekennzeichnet hätte. Seine ganze Treue gehörte jetzt dem neuen Reich, und er verlangte die gleiche Gesinnung auch von den süddeutschen Katholiken. Es schmerzte ihn allerdings von Anfang an, daß in den Verträgen „ein gemeinsamer Rechtszustand der katholischen Kirche" nicht garantiert war, und als mit rasch zunehmender Schärfe die Einrichtungen der Kirche durch die „Maigesetze" bedroht wurden, ergriff er wiederholt und entschieden das Wort dagegen, das Vorgehen der Regierung beklagend und verurteilend, aber auch schonungslos die Fehler im eigenen Lager aufdeckend (Der erste deutsche Reichstag und die Interessen der katholischen Kirche. Freiburg 1871. — Fegfeuergespräch. Ebenda 1872 unter dem Pseudonym Lukianos Dendrosthenes. 2. Folge. 1876. — „Weckstimmen für das katholische Volk", Wien und Pest. Jahrg. IV [1873] H. 6; V [1874] H. 3 und 4; VI [1875] H. 3 und 12; X [1879] H. 3.) Baumstark bedauerte es von Anfang an schmerzlich, daß das Zentrum kraft der Tatsachen genötigt war, konfessionell zu sein und dem neuen Reich als festgeschlossene Oppositionspartei entgegenzutreten, daß bei hervorragenden Mitgliedern der Partei reine persönliche Interessen ihre Stellungnahme gegen die Regierung beeinflußten und daß der Widerstand gegen letztere vielfach ein prinzipieller war. Es war natürlich, daß eine derartige, nur von Jahr zu Jahr sich verschärfende Kritik vom Zentrum in jenen schweren Zeiten mehr als lästig empfunden und mit den heftigsten Entgegnungen erwidert wurde. Trotz allem aber hielt er sich in Baden, wo eine formelle Angliederung der katholischen Volkspartei an das preußische Zentrum noch nicht stattgefunden hatte und wo deren Leitung durch den in manchen Punkten gesinnungsverwandten, wenn auch weit

besonneneren Dekan Bender genügende Gesinnungsfreiheit gestattete, vom Parteileben nicht ferne; vielmehr glaubte er es der Kirche schuldig zu sein, noch einmal ein Abgeordnetenmandat anzunehmen, um die Regelung der infolge des „Examensgesetzes" aufs schwerste betroffenen Seelsorge in der Erzdiözese herbeiführen zu helfen (1879). Baumstark hatte denn auch die Genugtuung, nach langen Verhandlungen zwischen Regierung und Kurie unter eigener hervorragender Vermittlung das Jollysche Gesetz fallen zu sehen. Dank erntete er allerdings wenig, da man vielfach ihm allein Schuld gab, daß nicht mehr erreicht wurde und seine Rechtfertigungsschrift (Die Wiederherstellung der katholischen Seelsorge im Großherzogtum Baden. Freiburg 1880, Wagner) rief alsbald eine Entgegnung Wackers hervor (Das erste Friedenswerk im badischen Kulturkampf. Ebend. 1882). Auch Bistumsverweser Kübel brach die Beziehungen zu ihm ab. 1881 schloß sich seine Partei formell an das norddeutsche Zentrum an, worauf er sich öffentlich von ihr lossagte. Zum völligen Bruch aber kam es erst, als ihm durch ihr Votum das wegen Wiedereintritts in den Staatsdienst beanstandete Mandat entzogen wurde (1882). Jetzt, ein „völlig Einsamer geworden", legte er in einem Aufsehen erregenden Memoirenwerk („Plus ultra. Schicksale eines deutschen Katholiken." Straßburg 1882), einer „Streitschrift in klassischer Form, aber mit verbittertem Inhalt", Rechenschaft ab über seine Bestrebungen und zeichnete zugleich sein Programm des „religiösen Katholizismus". Weiterhin ist Baumstark nicht mehr ins öffentliche politische Leben getreten; seine Anschauungen behielt er großenteils bei und vertrat sie gelegentlich noch in gemäßigten liberalen Blättern, regelmäßig bis 1894 in dem demokratischen nordamerikanischen „Anzeiger des Westens" (St. Louis). Warme Anerkennung spendete er wiederholt den sozialpolitischen Bestrebungen des Zentrums. — Neben diesem aufreibenden politischen Wirken gingen Studien ganz anderer Art her. Ihnen gehörte auch seine tiefste Sympathie, in ihnen beruht Baumstarks hervorragendste Bedeutung und Stärke. Es sind seine geschichtlichen Arbeiten im weitesten Sinne, alle populär gehalten, aber aufgebaut auf fleißigem Quellenstudium, vornehm und schwungvoll in der Form, heute allerdings abgesehen von einigen Monographien zur spanischen Geschichte, gerade vielleicht ihrer populären Fassung wegen, großenteils vergessen. Ein großer Teil dieser langen Liste geschichtlicher Abhandlungen ist der spanischen Geschichte und Literatur gewidmet. (M. de Cervantes Saavedras' Musternovellen, übersetzt und erläutert. 2 Bde. Regens-

burg 1868. — Calderon de la Barca, Die Dame Kobold. Übers. Wien 1870. — Dom Franzisko Quevedo. Ein spanisches Lebensbild. Freiburg 1871. — Columbus. Ebend. 1873. — Isabella v. Castilien und Ferdinand von Aragonien. 1874. — Philipp II., König von Spanien. Ebend. 1875. — Cervantes. Ebend. 1876. — Die spanische Nationalliteratur im Zeitalter der habsburgischen Könige. Köln 1877. — Bartholomäus de las Casas. Freiburg 1879.) „Daniel O'Connell", „Kaiser Leopold I." (Freiburg 1873), „Thomas Morus", „John Fisher" (ebend. 1878) sind weitere selbständig erschienene Biographien. Eine noch weit größere Zahl solcher erschien in Zeitschriften, so in den „Historisch-politischen Blättern", wo er auch lange seine politischen Ansichten vertreten hat, in dem Freiburger „Kirchenlexikon" (Cervantes, Calderon, las Casas), in dem von ihm gegründeten und kurze Zeit redigierten Beiblatt zum „Badischen Beobachter" („Sterne und Blumen"), ganz besonders aber in der „Alten und Neuen Welt", in der er, wie in „Sternen und Blumen", auch novellistische Beiträge veröffentlichte und bis zu seinem Tode unter dem Decknamen Stabilis („Markgraf Jakob III. von Baden." Jahrg. 1891) oder Klementine Beck noch hin und wieder auftrat. Schon diese summarische Aufzählung seiner Schriften zeigt, welche Neigung er für die Geschichtswissenschaft besaß, und lange Zeit war sein sehnlichster Wunsch gewesen, als deren Lehrer wirken zu können. Befähigung hiezu hätte er in hohem Grade besessen, aber die kirchenpolitischen Kämpfe vereitelten auch diese Hoffnung, und so blieb er zeitlebens als Historiker Dilettant. Für seine Berufswissenschaft hat Baumstark nur einen größeren Beitrag geliefert, die Sammlung „der kirchenpolitischen Gesetze und Verordnungen im Großherzogtum Baden für die katholische Kirche" (1888). — Im letzten Drittel seines Lebens mußte sich der „Einsiedler" allein mit seiner Berufstätigkeit bescheiden. Er war Kreisgerichtsrat in Konstanz bis 1877 geblieben, in welchem Jahre er zum Mitglied des Appellationssenates vorrückte. Schon 1878 aber mußte er infolge sehr geschwächter Gesundheit vorübergehend in den Ruhestand treten; zwei Jahre später konnte er den Dienst wieder aufnehmen und wurde Amtsrichter in Achern, 1884 Landgerichtsrat in Freiburg, 1889 Landgerichtsdirektor in Mannheim und 1891 in Freiburg. Als Landgerichtspräsident kam er 1894 nach Waldshut und 1897 als solcher nach Mannheim zurück. Allgemein gerühmt ward sein Geschick in der Leitung von Gerichtsverhandlungen, seine Ruhe und Klarheit bei Entwicklung der juristischen Gesichtspunkte, und wenn sein

Herz auch nicht ganz dem Berufe angehört hatte, so hat er doch dank seiner unentwegten Pflichttreue hervorragendes darin geleistet und ausgeharrt, trotzdem Alter, der Tod seiner Gattin und Familiensorgen seine Kräfte in den letzten Jahren gänzlich aufgerieben hatten, bis er seinem langjährigen Leiden, Atmungsbeschwerden mit Lungenblutungen, am 30. Januar 1900 erlag. Mit ihm ist ein Mann von wahrhaft kindlichem Glauben, bei dem gleich innig wie die Anhänglichkeit zur Kirche, nur noch die Liebe und Treue zu Kaiser und Reich war, ein Mann von hoher idealer Denkungsart, von rastlosem wissenschaftlichen Streben, auf dessen Tisch bis zum Lebensende die alten Klassiker, die spanischen Dichter neben der Hl. Schrift lagen, ein Mann von schlichter Einfachheit und reichem Wohltätigkeitssinn, ein Schriftsteller von glänzender Begabung, in politischer Hinsicht vielfach von zu ausgesprochener Eigenart und Leidenschaftlichkeit, aus unsern Reihen geschieden.

Sauer.

Hans Baur,

Bildhauer, wurde am 26. Februar 1829 in bescheidenen Verhältnissen zu Konstanz geboren. Sein Vater, der Bildhauer Johann Baur, geb. zu Homburg bei Steckborn, gest. im Jahr 1837, hiernach Schweizer von Geburt, Schüler des schweizerischen Bildhauers Jos. Sporer, der das alte Husbild am Hause in der Paulsgasse zu Konstanz [Husenstraße] einst ausgeführt, gab den Sohn Hans frühzeitig, d. h. im Jahre 1846, nachdem derselbe die höhere Bürgerschule zu Konstanz absolviert hatte, zum Bildhauer Oechslin, einem Schüler Danneckers und Thorwaldsens, nach Schaffhausen in die Lehre, der mit einer älteren Schwester Hans Baurs verheiratet war. Oechslin erkannte das Talent des jungen Mannes und veranlaßte den Vater, mit Unterstützung des Großherzogs Friedrich von Baden, denselben 5 Jahre später, 1851, auf die Kunstakademie nach München zu schicken, von wo er, unter Max Widmanns Leitung, der ein Schüler Schwanthalers und Thorwaldsens war, im Geiste der Antike tüchtig vorgebildet, im Jahre 1855 wieder nach Konstanz zurückkehrte. Hier wurde ihm sofort der Auftrag, die beiden lebensgroßen Sandsteinstatuen der Heiligen Konradus und Pelagius für das Hauptportal des Münsters auszuführen, Arbeiten, welche seinen Künstlerruf in weitere Kreise trugen. Auch eine Statuette von Johann Hus entstammt dieser Zeit. Vom Jahre 1857 bis 1861 arbeitete Hans Baur an der neugegründeten Kunstschule zu Karlsruhe,

welche 1856 ihr neuerbautes Haus in der Stephanienstraße bezogen hatte, und zwar an der Bildhauerschule, welche der von Rauch gebildete, in der klassischen Formenwelt Italiens herangereifte Karl Steinhäuser eben von Rom nach der badischen Residenz verlegt hatte. Auch hier hatte Hans Baur sofort wieder schöne Aufträge; zunächst fertigte er (1857) im Auftrage der Stadt Karlsruhe aus Anlaß der Vermählung der Prinzessin Cäcilie von Baden mit dem Großfürsten Michael von Rußland einen kostbaren silbernen Tafelaufsatz und unmittelbar darauf einen anderen, welcher galvanoplastisch ausgeführt wurde für den Großherzog Friedrich, den Markgrafen Ludwig Wilhelm darstellend, wie er in der Schlacht von Salankemen den türkischen Heerführer gefangen nimmt. Im Auftrage des Großherzogs entstand hier auch noch (1860) eine Büste des Erbgroßherzogs Friedrich als Kind. Freiherr von Wessenberg in Konstanz hatte sich tatkräftig der Weiterbildung des jungen Bildhauers angenommen; dafür widmete ihm derselbe damals eine Statuette des hl. Gallus; auch Wessenbergs charakteristische Büste an dessen Hause in Konstanz (1866), sowie eine andere im Garten der Wessenbergschen Rettungsanstalt (1893) sind von Hans Baurs Hand. Im Jahr 1862 nach der Vaterstadt zurückgekehrt, wo er sich mit Albertine Robert verehelichte, fand der Künstler auch hier wieder Gelegenheit, seine Kunst zu verwerten; es entstanden rasch hintereinander das Tympanon am nördlichen Münsterportal: „Kommet zu mir Alle, die ihr mühselig und beladen seid!", ferner die Statue des Vaters Rhein an der Rheinbrücke zu Kehl, die Basilisken auf der Rheinbrücke zu Basel sind gleichfalls von Hans Baur, — weiter die Statuen des Markgrafen Bernhard von Baden und des Bischofs Gebhard, sowie die beiden Kolossalstatuen des Herzogs Berthold des Bärtigen von Zähringen und des Großherzogs Leopold von Baden für die Konstanzer Rheinbrücke (die beiden anderen Bischofsstatuen daselbst sind von Xaver Reich aus Hüfingen). — In den Jahren 1864 und 1865 begegnen wir Hans Baur in Paris und Rom; als Früchte seiner italienischen Studien sind zunächst die beiden lebensgroßen Marmorfiguren vornehmsten Stils, Najade und Amor, für die Villa Wechsler in Ulm zu betrachten; sodann die schöne Gruppe Handel, Industrie, Kunst und Wissenschaft, wovon eine ausgeführte Skizze im Rosgarten-Museum sich befindet, 1872 die Nike Apteros (Viktoria) zum Siegesdenkmal auf der Marktstätte in Konstanz, 1874 die verschiedenen statuarischen Arbeiten für das Friedrichsbad in Baden-Baden (Nixen und Greif, Kolossalstatuen [Äskulap und Hygieia]

und Karyatiden), ferner die 4 Evangelisten Lukas, Johannes, Markus und Matthäus für die evangelische Kirche in Baden-Baden und die Apostel Petrus und Paulus für die Jammsche Christuskirche in Lahr, ausnahmslos Arbeiten, welche sich durch charakteristische Auffassung und wirkungsvolle Linienführung auszeichnen. Von einem sehr schönen Werk, einem Anklang an die römischen Studientage, dem badenden Mädchen, (1875) besitzt das Rosgarten-Museum einen Abguß; dort im Treppenhaus befindet sich auch das Relief mit der Nixe (ruhige und stürmische See). Gleicher Zeit entstammen 2 Statuen „Flora“ und „Wassernixe“ für die Villa Baader, sowie die schöne Büste Kaiser Friedrichs III. für das aus Anlaß der Feier des 25jährigen Bestehens des Konstanzer Regiments zur Erinnerung an den Regiments-Inhaber bei der Kaserne aufgestellte Denkmal; die Fassade des neuen Giebels Halm in Konstanz schmückt ein reizender Ganymed (1881). Für das Denkmal Konradin Kreutzers in Meßkirch lieferte Hans Baur in beschränkter Konkurrenz zwei Entwürfe, wovon der eine (1883) zur Ausführung gelangte; das trug ihm dann sofort auch einen Auftrag der Stadt Sigmaringen ein, für welche Hans Baur im Jahr 1884 die sehenswerte Statue des Fürsten Johann Georg von Hohenzollern ausführte. — Außer diesen zahlreichen größeren Werken, welche durchweg ernstes ideales Kunststreben bekunden und bei sorgfältigster Ausführung fern bleiben allem leichtfertigen Realismus, schuf Hans Baur noch eine Menge kleinerer Werke, von welchen viele in Abgüssen im Rosgarten-Museum zu Konstanz aufgestellt sind. Wir nennen davon nur die liebenswürdige Gruppe: „Mutter, ihr Kind lesen lehrend“, „Ekkehard, der Herzogin Hadwig den Virgil vorlesend und erklärend“, „Des Mädchens Klage: Mein Herz ist gestorben, die Welt ist leer“, „Venus mit Tauben“, — „Der verlorene Sohn“ (Hochrelief), „Lied, Liebe, Wein“ u. a., ferner verschiedene Blumenmädchen, Brunnenstatuetten, Denkmal-Entwürfe (Die 4 Stände, Germania u. a.), kleinkünstlerische Werke, Glocken-Reliefs für die bekannte Konstanzer Glockengießer-Firma Rosenlächer, die erst in allerjüngster Zeit (1901) erlosch, Statuetten für die Leinersche Apotheke zum „Malhaus“. Viele Medaillons (u. a. das seiner Mutter) und charakteristische Büsten sind von seiner Hand; so seine eigene, die vom Konstanzer Bürgermeister Huetlin, vom Arzt Eduard Vanotti, vom Maler Xaver Riedmüller, vom Gründer und langjährigen Konservator des Rosgarten-Museums, Ludwig Leiner, von Karl von Chrismar, endlich die vom Rechtslehrer Udalrikus Zasius (Zäsi) zu

Freiburg und vom Reformator Ambrosius Blarer. Auch einen Faunkopf, eine Meduse und eine Reihe Schlußsteinfratzen hat er hinterlassen. Anzuführen wäre noch eine Anzahl Grabmäler von Hans Baurs Hand auf dem Konstanzer Friedhofe. Von einem seiner letzten Werke, einer in großem Maßstabe gedachten Gruppe: „Baden, den Rhein aufnehmend", (1897) besitzt das Konstanzer Museum eine wunderbar schön ausgeführte Skizze, ebenso von der prächtigen Gruppe: „Kampf auf der Rheinbrücke in Konstanz (1548) nach Gustav Schwabs Dichtung: Custor von der Fischerzunft mit zwei Spaniern in den Rhein stürzend". Als sein letztes größeres Werk hat der monumentale Brunnen auf der Marktstätte in Konstanz zu gelten, ein graziöser Sandsteinaufbau, in dessen oberem vierseitigen Nischenkörper die in der Metallkunstgußfabrik zu Geislingen in Galvanobronze ausgeführten Statuen Heinrichs III., Friedrichs I. Barbarossas, Maximilians I. und Wilhelms I. aufgestellt sind; die beiden erstgenannten Standbilder waren im Frühjahr 1897 aus der Gießerei angelangt und Hans Baur eben damit beschäftigt, dieselben zu überarbeiten, d. h. die letzte Hand an sie zu legen, als ihn, den von Diabetes und einem schweren Influenza-Anfall sichtlich heftig mitgenommenen, betagten Künstler der Tod überraschte. Über seinen Werken erlahmte des unermüdlich fleißigen Mannes Meisterhand, schloß er das ermattende Künstlerauge zum ewigen Schlummer am 4. Juni 1897, aufrichtig betrauert von der zeitgenössischen Künstlerschaft, von allen, die ihn kannten und ihm näher standen, insbesondere auch von seinem Fürsten, der seine Kunst zu schätzen wußte und ihn deshalb ausgezeichnet hatte, sowie endlich von seiner Vaterstadt Konstanz, welche manch bedeutendes Werk von seiner Hand ihr eigen nennt. Hans Baur war eine jener vornehmen Künstlernaturen, welche schaffen, weil ihre Schöpferkraft sie dazu drängt, nicht um des Erwerbs, nicht um des Ruhmes willen; verhaßt war im vorab alles, was nur entfernt nach Reklame roch; verhaßt war ihm die unreife Mache jener modernen Pseudokunst, deren vorlautes Gebahren ihm noch manchmal die letzten Lebensjahre recht verbitterte; verhaßt war ihm die feile Buhlerei um die Gunst des großen Haufens. Er erachtete es als die höchste Aufgabe der Kunst und ihrer Bekenner, läuternd und veredelnd auf die Massen zu wirken; gerade in der Bildnerei, die sich von erhabenem Standpunkte aus, auf offener „Marktstätte", dem Volke zu zeigen vermag, lag für ihn ein wirksames Erziehungsmittel desselben. Ludwig

Leiner, der den Freund um einige Jahre überlebte, nennt Hans Baur „einen gemütlichen, braven und edlen Menschen, was besonders die zu schätzen wüßten, welche mit ihm Arbeit und Erholung teilten"; — das ist eines Wahrmunds Zeugnis, welches die Charakteristik des Künstlers Hans Baur zur Genüge vervollständigt. Viele Jüngere verdanken seiner Werkstätte Anregung und Ausbildung; genannt seien, außer dem in München verunglückten Konstanzer Einhart, Julius Steidle-Konstanz und Joseph Baumeister-Karlsruhe. Seine einzige Tochter ist mit einem badischen Realschulprofessor verheiratet.

Dr. Cathiau.

Emil Bechert,

Geheimer Oberregierungsrat und Landeskommissär für die Kreise Karlsruhe und Baden, wurde am 9. Juli 1843 in Mosbach geboren. Seine wissenschaftliche Ausbildung erhielt er auf der Höheren Bürgerschule seiner Vaterstadt und auf dem Lyceum in Mannheim, sodann auf den Hochschulen Heidelberg, Berlin und Freiburg. Schon frühzeitig machte er sich durch große geistige Regsamkeit und eisernen Fleiß bemerkbar; im Besitze solcher Eigenschaften gelang ihm der selten zu verzeichnende Erfolg, schon mit 16 Jahren das Lyceum zu absolvieren und mit 20 Jahren (Dezember 1863) sich der ersten, mit 22 Jahren (August 1865) sich der zweiten Staatsprüfung in Jurisprudenz zu unterwerfen, die er jeweils mit Auszeichnung bestand. Die rasche Aneignungs- und Auffassungsgabe, die schon in den wissenschaftlichen Vorbereitungsjahren in ungewöhnlicher Weise in die Erscheinung trat, bekundete Bechert auch beim Eintritt in den Staatsdienst: in den dienstlichen Zeugnissen seiner Vorgesetzten während der mehrjährigen Praktikanten- und Referendärszeit werden seine vorzügliche Begabung, seine reichen Kenntnisse und seine große Gewandtheit in der Erledigung der ihm übertragenen Arbeiten stets von neuem rühmend hervorgehoben. Vor die Wahl gestellt, sich dem Justizdienst oder dem Dienst der inneren Verwaltung zu widmen, entschloß sich Bechert für letzteren; in der Tat durfte er für die glückliche Bewältigung der in der inneren Verwaltung sich ergebenden Aufgaben als besonders hervorragend befähigt erscheinen. Schon während seiner ersten Verwendung als Polizeibeamter in Pforzheim (seit November 1866) bestätigte er in vollem Maß die auf ihn gesetzten Erwartungen. Er vereinte mit einer der Initiative zuneigenden großen Beweglichkeit doch zugleich jene kluge Vorsicht, die immer nur das nächst

Erreichbare, dieses aber mit Energie anstrebt. Über die Reibungswiderstände, die auf dem Gebiet der Polizei zwischen dem Publikum und dem handhabenden Polizeibeamten so leicht sich ergeben, half ihm sein angeborenes feines Taktgefühl hinweg. Sein vorzüglicher praktischer Blick für Verhältnisse und Personen bewahrte ihn vor allen übertreibenden Anwendungen der dem jungen Beamten übertragenen Polizeigewalt. Überhaupt lag seinem Wesen, in dem sich große Gewandtheit der äußeren Lebensformen mit wohlwollender Verbindlichkeit für jedermann glücklich mischte, bureaukratisches Selbstgefühl und starres Bestehen auf dem Buchstaben des Gesetzes völlig fern. So erklärt sich, daß Bechert schon in dieser ersten Verwendung in Pforzheim in allen Kreisen der Bevölkerung sich großer Wertschätzung und Beliebtheit erfreute, die ihm nachhaltig erhalten blieb, als er längst in höhere Stellungen des Staatsdienstes eingerückt war. Seine ersten Sporen auf dem Gebiet der eigentlichen Verwaltung erwarb sich Bechert mit seiner Versetzung nach Karlsruhe und der ihm übertragenen Verwaltung des Landbezirks. Hier, in der Zeit von 1869 bis 1874, war es, wo er vor allem auch den wirtschaftlichen Fragen des ihm anvertrauten Bezirks eine lebhafte Teilnahme zuwenden und teils amtlich, teils außeramtlich — in der Stellung eines Vorstands des landwirtschaftlichen Bezirksvereins — in wirksamer Weise betätigen konnte. Die Unternehmungen auf dem Gebiete des Landeskulturwesens, alle Fortschritte der landwirtschaftlichen Technik, die damals noch sehr bescheidenen Ansätze genossenschaftlichen Wirkens fanden jederzeit bei ihm die lebhafteste Unterstützung und soweit erforderlich Vertretung nach oben; durch die anregende Art seines Auftretens bei landwirtschaftlichen Besprechungen und Versammlungen kam in die landwirtschaftlichen Kreise seines Bezirks ein frischer, belebender Zug, der sich in zahlreichen nützlichen, auch heute noch bestehenden Veranstaltungen in die Wirklichkeit umsetzte. Die unmittelbare Folge dieser Vertrauensstellung, die Bechert in dem Landbezirk Karlsruhe sich erwarb, war seine Wahl in die badische Volksvertretung, der er von 1875 bis 1878 angehörte. Eine zeitlich nicht sehr lange, aber um so inhaltsreichere Unterbrechung erfuhr diese Tätigkeit in Karlsruhe durch einen im September 1870 durch den Generalgouverneur des Elsasses an ihn ergangenen und angenommenen Ruf, an der ersten Einrichtung und Leitung der deutschen Verwaltung in dem wiedergewonnenen Reichsland sich zu beteiligen. In den neun Monaten, in denen Bechert unter begreiflich großen Schwierigkeiten des Amtes eines Kreisdirektors, zuerst

in Erstein, später in Schlettstadt waltete, fand er reiche Gelegenheit, die besonderen Vorzüge seines Wesens, strengste Sachlichkeit und Gerechtigkeit bei wohlwollender Milde, im Verkehr mit den Eingesessenen seines Bezirks zu entfalten und sich rasch deren Vertrauen zu erwerben. Noch in späteren Jahren sprach Bechert stets gern und mit berechtigter Befriedigung von jenen Tagen der Wirksamkeit im Elsaß, welche die höchsten Anforderungen an Arbeitskraft, Geistesgegenwart, politischen Takt stellten und deren Würdigung durch das Reichsoberhaupt in der Verleihung des Eisernen Kreuzes zum Ausdruck kam. Erst 31 Jahre war Bechert alt, als er (im April 1874) durch den damaligen Staatsminister Jolly als Kollegialmitglied in das Ministerium des Innern berufen wurde, dem er 24 Jahre lang bis zu seinem Tode angehörte. Die reiche Fülle seines Wirkens in dieser Stellung läßt sich nur andeuten, weil ein näheres Eingehen gleichbedeutend mit einer Schilderung der Entwicklung wäre, die die gesamte Polizei in ihren verschiedenen Verzweigungen, der Sicherheits- und Ordnungs-, der Bau- und Feuerpolizei, der Sittenpolizei, des Vereins- und Versammlungsrechts, in den letzten Jahrzehnten in unserem Lande genommen hat. Zahlreiche Gesetzesentwürfe und Verwaltungsvorschriften, die der Fortbildung des Rechts auf dem großen Gebiet der Verwaltungspolizei dienten, eine Menge von normativen Verwaltungsentscheidungen, bemerkenswerte organisatorische Änderungen im Bereich des personellen Teils der Polizei (Gendarmerie, Schutzmannschaft) sind Becherts eigenster Initiative entsprungen. Auf diesem delikaten Gebiet der Polizei mit Erfolg tätig zu sein und jederzeit die Grenzlinien zwischen den Machtbefugnissen des Staats wie der Privatrechtssphäre des Einzelnen richtig zu ziehen, das heißt das „Zuviel" ebenso zu vermeiden wie das „Zuwenig", war eine Persönlichkeit wie Bechert ganz besonders geeignet, weil in ihm ein starkes staatliches Pflichtgefühl, das an sich zu einer kräftigen Hervorkehrung der polizeilichen Gesichtspunkte hinneigen mochte, mit kluger Umsicht und Bedachtsamkeit in glücklichster Weise gemischt war. Die menschlich schöne Seite seines Wesens, Wohlwollen und Gerechtigkeitsliebe, fand er in der Behandlung der wichtigen Personalangelegenheiten seines Respiziats zu betätigen reiche Gelegenheit; für Hebung der wirtschaftlichen Lage der Gendarmerie und Schutzmannschaft trat er bei jeder sich ergebenden Gelegenheit mit Nachdruck ein und die zahllosen persönlichen Anliegen und Wünsche dieses seiner oberen Leitung unterstellten Personals fanden bei ihm stets wohlwollendste Prüfung und

Würdigung. Ein zweites wichtiges Arbeitsgebiet, dem sich Bechert während seiner langen Dienstzeit im Ministerium und zwar mit ganz besonderer Vorliebe und Tatkraft widmete, war das öffentliche Gesundheitswesen. Wenn anerkanntermaßen dieses bei uns in Baden musterhaft eingerichtet ist und der staatliche Medizinalapparat in vorzüglicher Weise funktioniert, so hat an diesen für die Hygiene des Landes so außerordentlich wichtigen Veranstaltungen und Einrichtungen Bechert einen hervorragenden Anteil. Denn vermöge der ihn mit den Medizinalreferenten des Ministeriums verbindenden innigen Arbeitsgemeinschaft erwarb er sich rasch ein maßgebendes sicheres Urteil über alle hier einschlagenden, häufig recht schwierigen Fragen und alle wohlbegründeten Vorschläge über Verbesserung der bestehenden Medizinaleinrichtungen, mochte es sich nun um die Bekämpfung ansteckender Krankheiten, das Hinwirken auf die Verbesserung des Trinkwasserwesens, des Spitalwesens, des Leichenschau- und Begräbniswesens oder andere ähnliche Fragen der Medizinalpolizei handeln, durften auf seine warme Vertretung gegenüber dem Ministerium zählen. Eine ansehnliche Erweiterung seines amtlichen Wirkungskreises ward ihm mit der im Jahre 1890 erfolgten Übertragung der Stelle eines Landeskommissärs für die Kreise Karlsruhe und Baden zuteil. In dem regen Verkehr, der aus dieser amtlichen Stellung auch mit den Organen der Selbstverwaltung (Bezirksräte, Kreisausschüsse, Kreisversammlung) ihm erwuchs, konnte er sein in langjähriger Tätigkeit erworbenes vielseitiges Wissen, seinen praktischen Blick, aber auch sein zur Ausgleichung von Gegensätzen, zur Hebung von Verstimmungen vorzüglich geeignetes Taktgefühl in besonders glücklicher Weise verwerten. Manche schwierige Fragen sind durch sein geschicktes Eingreifen, durch das Vertrauen, das seinem von fester Überzeugung getragenen Urteil von den Angehörigen der verschiedensten Parteirichtungen in diesen Selbstverwaltungskörpern entgegengebracht wurde, in glatter und lebendiger Weise gelöst worden. Auf Bechert hat während seiner langen ministeriellen Zeit stets ein ungewöhnliches Maß von Arbeit gelastet, das er aber, obwohl keineswegs von starker Konstitution, durch eisernen Fleiß anscheinend leicht zu bewältigen vermochte. Auch tat diese angestrengte Tätigkeit dem frischen temperamentvollen, gesellig veranlagten Wesen, das ihm eigen war, keinerlei Abbruch. Bechert war ein sprechender Beweis, daß ernsthafte Auffassung der Amtspflichten und unbegrenzte Hingabe an den Beruf mit einem heiteren Lebensgenuß, mit einem warmen Interesse für Kunst und Wissenschaft, mit der Pflege

einer feinen Geselligkeit wohl vereinbar ist. Wenn auch zeitweise stark überbürdet, fand er immer Zeit Dritten zu Diensten zu sein, und die angeborene Liebenswürdigkeit seines Wesens in Verbindung mit einer lebhaften humorvollen Unterhaltungsgabe sicherte ihm Freundschaft und Anhänglichkeit weit außerhalb des Kreises seiner engeren Berufsgenossen. — Einen glücklichen Ehebund schloß Bechert im Jahre 1873, dem zwei Söhne entsprossen sind. Wenige Wochen vor seinem Tode konnte er im Kreise von Verwandten und Freunden die schöne Silberfeier dieser Verbindung begehen. Am 29. Juli 1898 wurde Bechert abends auf dem Heimgang aus Freundeskreise von einem schweren Schlaganfall betroffen, an dessen Folgen er am 6. August in einem Alter von nur 55 Jahren sanft verschieden ist. Einer an äußeren Erfolgen reichen Beamtenlaufbahn war damit das Ziel gesetzt. In Bechert verlor der badische Staat einen seiner gewissenhaftesten, pflichttreuesten, tätigsten Beamten, das Vaterland einen von echt deutscher Gesinnung erfüllten Patrioten, seine Familie ein in treuester Liebe ihr zugetanes Oberhaupt. Die zahlreichen Freunde des Verstorbenen und alle, die diesen vortrefflichen, mit hervorragenden Gaben des Geistes und Gemütes ausgezeichneten Mann kennen und schätzen lernten, werden mit seinen Angehörigen dem leider viel zu früh dem Leben Entrissenen das treueste Andenken bewahren und sich mit Dankbarkeit jederzeit der vielen Jahre erinnern, die ihnen mit einem von treuesten Gesinnungen der Anhänglichkeit erfüllten Freunde und Kollegen zu verleben vergönnt gewesen ist. (Karlsruher Zeitung Nr. 339 vom 8. Dezember 1898.)

Bernhard von Beck,

großh. badischer wirklicher Geheimerat und königl. preußischer Generalarzt I. Kl., wurde am 27. Oktober 1821 zu Freiburg geboren als der zweite Sohn des Professors der Chirurgie und der Augenheilkunde Karl Joseph Beck, eines hervorragenden Lehrers an der Universität. In jungen Jahren verlor er den Vater und, frühzeitig auf sich selbst und die eigene Kraft angewiesen, fand und entwickelte er in sich schon frühzeitig die hohe Energie, die seinem Leben und Wirken ihr Gepräge gegeben hat. Im Alter von erst fünfzehn Jahren bezog er die Hochschule und widmete sich, dem Vorgang des Vaters folgend, nach Absolvierung des philosophischen Vorbereitungskurses dem Studium der Medizin zu Freiburg und zu Heidelberg. Zu Anfang der vierziger

Jahre wurden die erworbenen Kenntnisse durch Studienreisen nach München, Wien, Prag Berlin und Paris vervollständigt. Mit jugendlich-froher idealer Auffassung und Führung des akademischen Lebens hatte er stets tiefen und entschlossenen Ernst des Studiums zu verbinden gewußt, und so bestand er im Jahre 1843, nachdem er vorher noch kurze Zeit Assistent des später als Kriegschirurg rühmlich bekannt gewordenen G. F. L. Strohmeyer an der chirurgischen Klinik zu Freiburg gewesen war, seine Staatsprüfung mit Auszeichnung und erwarb den Doktorhut „Summa cum laude“. In der Absicht sich nach des Vaters Beispiel dem Lehrfach zu widmen, ließ er sich im Jahr 1845 als Dozent an der Freiburger Universität nieder und übernahm zugleich die Prosektur am anatomischen Institut. Dieses ruhige Wirken, in dessen Zeitraum Beck auch wiederholt schon mit wissenschaftlichen Arbeiten vor die Öffentlichkeit trat, wurde durch die Ereignisse des Jahres 1848 unterbrochen, welche den Lebensgang Becks in die Bahn drängten, welche er von da an nie wieder verließ. Ende April des genannten Jahres begab er sich auf den Kriegsschauplatz nach Oberitalien, wo er, vom Feldmarschall Radetzky freundlich aufgenommen und dem 2. Armeekorps zugeteilt, verschiedene Schlachten und Gefechte mitmachte und in den überfüllten Hospitälern von Vicenza eine aufopfernde Tätigkeit entwickelte. Mit der ihm vom Marschall Radetzky persönlich an die Brust gehefteten kaiserlich österreichischen goldenen Verdienstmedaille geschmückt, kehrte er im August 1848 in die Heimat zurück, um sich als Militärarzt dem Ausmarsch der badischen Brigade nach Schleswig-Holstein anzuschließen. Im Frühjahr 1849 begab er sich nach Wiederausbruch des Krieges in Oberitalien mit Urlaub wiederum auf das dortige Kriegstheater, kehrte aber während der Belagerung von Molghera und Venedig, veranlaßt durch den Ausbruch der badischen Revolution, rasch zurück und wurde in Frankfurt der preußischen Division v. Schack zugeteilt, welche er bei allen ihren Gefechten bis zur Übergabe von Rastatt begleitete. Im Jahre 1850 folgte Beck den reorganisierten badischen Truppen in die ihnen angewiesenen preußischen Garnisonen. Auf dem Marsche dahin war in dem Gebiete zwischen Weser und Havel die Cholera ausgebrochen. Den an seine Kraft und an seinen unerschütterlichen Mut hierbei gestellten Anforderungen wurde Beck, welcher drei Wochen nicht aus den Kleidern kam, vollkommen gerecht; seine hervorragenden Leistungen wurden durch öffentliche Belobung vor dem ganzen Offizierkorps, sowie im Tagesbefehl und durch eine Ordensverleihung anerkannt. Nach der

Rückkehr der badischen Truppen in die Heimat (November 1850) erhielt Beck seine Verwendung in der Bundesfestung Rastatt. Hier, bis zum Jahr 1858 in ruhigen Verhältnissen lebend, nahm Beck seine wissenschaftlichen Arbeiten wieder auf und widmete sich neben seinem umfänglichen militärischen Dienst einer ausgedehnten Privatpraxis in Stadt und Land. In diese Jahre angestrengtester, aber auch erfolgreicher Tätigkeit fallen die ersten Bestrebungen Becks auf Verbesserung des Militärsanitätswesens; schon damals drang er nachdrücklich auf Errichtung besonderer Sanitätskompagnien und setzte, da ausreichende Mittel hierzu vorerst nicht beschafft werden konnten, wenigstens die Errichtung eines „Blessiertenträgerinstituts" durch, also einer Einrichtung, welche ungefähr dem jetzigen Hilfskrankenträgerkorps der deutschen Armee entspricht. Im Militärhospital zu Rastatt hatte Beck ferner eine ambulatorische und stationäre chirurgische Klinik für Civilpersonen errichtet, die von nah und fern zahlreich besucht wurde. Sein Wirken in dieser Klinik war es denn auch, welches seinen schon erworbenen Ruf als eines menschenfreundlichen Helfers und Raters und als eines geschickten, entschlossenen und glücklichen Operateurs festigte und erweiterte. Als im Jahre 1858 Beck die Garnison Rastatt mit der Garnison Freiburg vertauscht hatte, sollte sich bald Gelegenheit zur erneuten Erprobung seines Organisationstalents bieten. Anläßlich der Mobilisierung des badischen Armeekorps nach dem Ausbruch des österreichisch-französischen Krieges in Italien setzte Beck die Errichtnng einer Sanitätskompagnie durch, deren Organisation und Aufstellung ihm anvertraut wurde und deren Schulung und Unterricht — besonders auch durch praktische Übungen — er bis zum Jahr 1868 geleitet hat. Diese von ihm ausgebildete Elitetruppe hat denn auch in den Feldzügen von 1866 und 1870/71 Vorzügliches geleistet. Im Feldzug 1866 sehen wir ihn zunächst als Führer der badischen Sanitätskompagnie auf den verschiedenen Verbandplätzen und — nach Abschluß des Waffenstillstands — als Organisator und Leiter der zahlreichen Kriegsspitäler des Taubertales. Mit der Herausgabe des Buchs „Kriegschirurgische Erfahrungen während des Feldzugs 1866 in Süddeutschland" bot er der Fachliteratur eine wertvolle Bereicherung. Beim Ausbruch des Krieges 1870/71 trat Beck als Feldlazarettdirektor und konsultierender Generalchirurg bei der badischen Division in Funktion. Als solcher und als Leiter des chirurgischen Sanitätsdienstes setzte er — nach Formierung des Werderschen Korps bei diesem Armeeteil — bis zum Ende des Feldzugs seine ganze

Kraft und sein ganzes Können in vollstem Maße ein. Neben seiner chirurgischen und operativen Tätigkeit zeigte sich in den überaus schwierigen Verhältnissen seine Tatkraft und sein Organisationstalent im glänzendsten Lichte. Allen Hindernissen zum Trotz wußte er stets seine Feldlazarette zu rechter Zeit an den richtigen Ort zu bringen, und mit deren Erscheinen begann auch immer gleichzeitig ihre geordnete Funktion. Schon sein Eingreifen nach der Schlacht bei Wörth (6. August 1870) hatte ihm das Eiserne Kreuz 2. Klasse gebracht. Er war der erste Badener, welcher mit diesem aus den glorreichen Tagen der Befreiungskriege neu ins Leben gerufenen Kriegsorden geschmückt wurde. Nach der Belagerung von Straßburg wurde ihm der militärische Karl-Friedrichs-Verdienstorden, nach Beendigung des Feldzugs, in welchem er sämtlichen Schlachten und Gefechten des Werderschen Korps angewohnt hatte, das Eiserne Kreuz 1. Klasse verliehen. Über seine ganze Tätigkeit in diesem Kriege gibt sein 1872 erschienenes zweites Hauptwerk „Chirurgie der Schußverletzungen" eingehenden Aufschluß. Mit Abschluß der Militärkonvention zwischen Baden und Preußen wurde Beck zum ersten Korpsarzt des neuerrichteten XIV. Armeekorps in Karlsruhe ernannt. Es wurde ihm damit die nicht leichte Aufgabe zuteil, auf einem wichtigen Gebiet die Einführung der neuen Verhältnisse zu vermitteln und das ebenfalls neue Sanitätskorps zu einem organischen Körper zu vereinigen. Hierbei wußte er vor allem — manchmal nicht ohne Widerspruch und ernste Schwierigkeiten — die nach seiner Erfahrung bewährten alten badischen Einrichtungen in den neuen Rahmen einzufügen, und wenn es ihm gelang, seiner schweren Aufgabe in vollstem Umfang gerecht zu werden, so war dies in erster Reihe dem Geiste zu danken, mit welchem er das Korps und besonders das Sanitäts-Offizierskorps zu erfüllen wußte. Es war der Geist der von der Ehre und von der Würde der Wissenschaft und ihrer eifrigen Pflege durchdrungenen kameradschaftlichen Zusammengehörigkeit, auf den er als vornehmste Tragsäule seine Organisation erbaute. Bis zu welchem Grade er sich aber auch die Liebe und die Verehrung seiner Untergebenen erworben hat, davon geben die zahllosen Beweise der treuen Anhänglichkeit, welche bei jedem Anlaß von dieser Seite ihrem Meister geworden sind, einen erhebenden Aufschluß. Obwohl die umfassende dienstliche Tätigkeit des Generalarzts in der nunmehrigen Garnison Karlsruhe seine Arbeit in höchstem Maße in Anspruch nahm, fallen doch auch in diese Zeit eine große Anzahl wissenschaftlicher Abhandlungen, welche teils in Langenbecks und Virchows

Archiv, zumeist jedoch in der von Beck mitbegründeten „Zeitschrift für Chirurgie" erschienen sind. Als letzte große Arbeit erschien im Jahre 1885 das mit vielen Tafeln in Lichtdruck ausgestattete Prachtwerk „Über die Wirkung moderner Gewehrprojektile". Die Sanitätseinrichtungen des XIV. Armeekorps hatten unter Becks Leitung einen solchen Ruf erlangt, daß sie auch vielfach von auswärtigen Militärärzten, besonders aus Österreich und der Schweiz, zum Studium besucht wurden. Im Jahre 1884 wurde Beck anläßlich seines 40jährigen Doktorjubiläums von Großherzog Friedrich in den erblichen Adelstand erhoben. Als Auszeichnungen für seine hervorragenden Verdienste schmückten ihn außer den schon erwähnten Kriegsorden noch zahlreiche andere hohe Orden und Ehrenzeichen. Außerdem waren ihm aber auch gelegentlich von Fachausstellungen und von seiten gelehrter Gesellschaften und Vereine vielfach Medaillen und andere Zeichen der Anerkennung für seine wissenschaftlichen und humanitären Verdienste gewidmet worden. Zunehmende körperliche Beschwerden nötigten ihn im Jahre 1887 seinen Rücktritt zu nehmen. In seinem Hause in der Vaterstadt Freiburg, dem trauten Heim, welches er mit ebensoviel Geschmack wie Pietät mit den Gegenständen der Erinnerung an die Altvordern, an die Seinen und an das eigene reich bewegte Leben geschmückt hatte, wollte er den Abend seines Daseins verbringen. Hier lebte er, immer noch nach Kräften literarisch tätig, in regster Anteilnahme an den wichtigsten Ereignissen des Tages, in ruhigem Studium besonders seiner Lieblingsgegenstände, der Geschichte und der Kriegswissenschaft, im willkommenen Verkehr mit den ihn zahlreich besuchenden Freunden und Verehrern. Er durfte mit wohlberechtigtem Stolz auf eine lange, erfolgreiche dienstliche Laufbahn zurückblicken, während welcher er vom Jahre 1848 bis 1871 36 Schlachten und Gefechte, meist unmittelbar am Feinde, bestanden hatte. Die Zeit der Ruhe wurde nun durch eine Reihe friedlich schöner Tage erhellt, welche ihm bewiesen, wie ihm die Anerkennung und die Liebe in stets neuer Betätigung in allen Kreisen erhalten blieb. Die Vollendung des 70. Lebensjahres und die Feier des 50jährigen Doktorjubiläums waren es besonders, welche den Anlaß zu erneuten Zeichen der dankbaren Anhänglichkeit boten. Neben fürstlichen Auszeichnungen wetteiferten an solchen Tagen wissenschaftliche, bürgerliche und amtliche Kreise mit ihren Kundgebungen; niemals fehlten aber auch die Studenten. Denn gerade auch in seinen Beziehungen zur akademischen Jugend hatte für Beck die Devise „Nicht rasten und

nicht rosten" seines ihm im Tode vorausgegangenen Freundes Viktor v. Scheffel seine volle Geltung behalten. Er hatte als Student in Freiburg dem Korps „Rhenania", in Heidelberg dem Korps „Suevia" angehört, und bis in seine letzte Lebenszeit kam die ganze warme Jugendbegeisterung bei ihm zum Ausdruck und zur Tat, wenn es sich um deren Angelegenheiten handelte. Im Jahre 1893 wurde ihm von Kaiser Wilhelm der Rang als Generalmajor verliehen. Der 10. Februar 1894 brachte ihm um die Zeit eines schon begonnenen schweren Leidens und Ringens zum 50jährigen Doktorjubiläum zahlreiche Huldigungen von nah und fern. Die Universität Freiburg erneuerte das Diplom, das Gesamtoffizierskorps des XIV. Armeekorps widmete ein die Tätigkeit des Gefeierten symbolisierendes prachtvolles Ehrengeschenk, der Großherzog verlieh ihm die Würde eines Geheimen Rats erster Klasse mit dem Prädikat Excellenz. Störungen der Herzfunktionen mit schmerzhaften und peinlichen Begleiterscheinungen nahmen vom Frühjahr an einen immer mehr akuten Charakter an. In dem zerfallenden Körper aber blieb der Geist klar und ungetrübt. In völliger Erkenntnis seines Zustandes und in mannhaftem Ertragen seiner Leiden sah Beck dem Abschied aus dem Leben mit absoluter Ruhe entgegen und traf alle seine Bestimmungen auf den Todesfall mit ruhigster Überlegung und sorgfältigster Prüfung. Von tief religiösen Überzeugungen zeitlebens durchdrungen, in der katholischen Kirche geboren und erzogen, betätigte er bis an sein Ende seinen ihr treu ergebenen Sinn. In der Morgenfrühe des 10. September 1894 schlossen sich seine Augen zur ewigen Ruhe. Schon in jungen Jahren, 1846, hatte Beck sein Haus gegründet; seinem innersten Wesen entsprach die Sehnsucht nach dem stillen Glück der Familie als Ausgleich für die rauhen Kämpfe in der Außenwelt; viel hohes, reines Glück, viel jäher Verlust und herber Schmerz war dem treuen Gatten- und Vaterherzen beschieden. Aus drei Ehen hinterließ er acht Kinder, unter diesen fünf Söhne, von welchen vier der Armee angehörten und einer, dem genealogischen Zuge folgend, der Chirurgie sich widmete. Der beherrschende Grundzug in Becks Wesen und Wirken war ein hoher, unzerstörbarer Idealismus. War von diesem seine Auffassung aller äußern und innern Dinge durchglüht, und waren durch ihn seine Ziele bestimmt, so fand derselbe doch ein glückliches Gleichgewicht in der klaren Erkenntnis der praktischen Wege, den raschen Entschlüssen und der eisernen Willenskraft, durch welche Beck seine Ziele zu erreichen wußte. Treue und Tatkraft waren die beiden Grundsäulen, auf welchen der

klar und scharf umrissene Bau seines Lebens und Wirkens ruhte. Die Tatkraft, getragen von den schon hervorgehobenen Eigenschaften — sein Beruf, seine Neigung und Veranlagung gaben Beck auch das äußere Gepräge der in ihm lebenden und ihn durchdringenden Soldatennatur. Als Soldat fühlte er sich und handelte er in der strengen Auffassung der Pflicht, in deren pünktlicher, immer rechtzeitiger Erfüllung, in der Raschheit und Sicherheit der Entschlüsse und in deren — wenn es sein mußte — rücksichtslosen Durchführung. Dieser soldatische Zug — bei seinem jüngeren Bruder, dem k. und k. Feldzeugmeister Freiherrn von Beck, zum völligen Ausdruck gelangt — zeigte sich auch bei der vom Vater gewünschten und geförderten Berufswahl der Mehrheit seiner Söhne. Wohl wollte manchmal während der Friedenszeit und mehr noch während der Muße seiner Ruhezeit und der ungestörten Hingabe an die Studien ein Zweifel über ihn kommen, ob er nicht hätte zum Lehrfach zurückkehren sollen. Dann zeigten ihm wohl ein Rückblick auf die tatenreichen Episoden seines Berufslebens und die fortdauernde treue Anhänglichkeit seiner früheren Untergebenen, daß er als Militärarzt am rechten Platze gewesen und Großes gewirkt und erreicht hatte. War er doch auf diesem Gebiete auch ein Lehrer im besten Sinne des Wortes gewesen! Bis zum Beginne der letzten körperlichen Leiden war sein Lebensabend ohne Trübung verflossen. Pflege der Poesie und die Beschäftigung mit den Werken der darstellenden Kunst, deren feiner Kenner er gewesen ist, boten willkommene Abwechslung in den Stunden der Muße. Mit seinem Tode endete ein reiches, vielbewegtes und doch in sich harmonisch streng abgeschlossenes Leben. Er war ein ganzer Mann und hat Großes geleistet! (Karlsruher Zeitung vom 7. November 1894.)

Wilhelm Jakob Behaghel

wurde am 25. April 1824 zu Elberfeld geboren, wo sein Vater, der von Mannheim gebürtige Theologe und Schulmann Johann Georg Behaghel, von 1821 bis 1828 als Lehrer tätig war. Im Herbst 1828 siedelte der Vater nach Heidelberg über und wirkte dort als Professor am Lyceum bis zu seinem im Jahre 1861 erfolgten Tode. In Heidelberg verbrachte denn auch Behaghel seine Jugendzeit, dort besuchte er das Lyceum und die Universität. Im Jahre 1845 in den badischen Staatsdienst rezipiert, wurde er am 24. Juli 1852 Assessor bei dem

Bezirksamt in Donaueschingen, am 24. Dezember 1855 an das Hofgericht in Mannheim versetzt, am 12. September 1856 Hofgerichtsassessor, am 14. Juli 1860 Hofgerichtsrat daselbst. Von dort wurde er am 23. April 1861 als ordentlicher Professor des französischen und badischen Civilrechts, des bürgerlichen und Strafprozesses sowie der Civilprozeß-Praxis an die Universität Freiburg berufen, wo er bis zu seinem am 18. Mai 1896 erfolgten Tode wirkte. Wenn sein Lebensgang ihn zunächst in die praktisch-juristische Laufbahn hineinstellte, so entsprach dies auch durchaus seiner geistigen Veranlagung, und demgemäß gestaltete sich auch seine schriftstellerische Tätigkeit. Bei seinem Hauptwerke „Das badische bürgerliche Recht und der Code Napoleon mit besonderer Rücksicht auf die Bedürfnisse der Praxis dargestellt“ tritt dies ja schon in dem Titel hervor. Die Brauchbarkeit dieses Werkes bezeugen die drei Auflagen, von denen die erste 1869, die zweite 1875 (mit einem Nachtrag von 1880), die dritte 1892 erschien. Seine sonstigen Schriften sind: Das neue badische Preßgesetz vom 2. April 1868 erläutert (1868); Der Ehevertrag nach französisch-badischem Recht (1871); Die Quellen des badischen Polizeistrafrechts (1872); Die Güterverhältnisse der Ausländer, welche während bestehender Ehe in das Großherzogtum Baden seit Einführung des Landrechts eingezogen sind oder noch einziehen werden (1872. Akademisches Programm, auch im Buchhandel 1873 erschienen). In Rosins Handbibliothek badischer Gesetze Bd. 3 (1888) hat Behaghel die badischen Gesetze über Erwerb und Belastung des Grundeigentums bearbeitet. Ferner ist im Druck erschienen seine Gedächtnisrede auf Fr. A. v. Woringen (1871), und als Manuskript gedruckt (s. a.) Vorträge über das allgemeine deutsche Handelsgesetzbuch für den Freiburger Handelsstand. — Behaghels Neigung, sich im praktischen Leben zu betätigen, fand in Freiburg vollauf Befriedigung. An dem Leben der evangelischen Gemeinde beteiligte er sich mit großem Interesse und zwar in freisinniger Richtung, was 1871 seine Ernennung zum Mitgliede der Generalsynode herbeiführte. Im Jahre 1873 wählten ihn seine Kollegen, die ihn schon im Jahre vorher zur höchsten akademischen Würde des Prorektors berufen hatten, zu ihrem Vertreter in der ersten Ständekammer, als welcher er bis zum Jahre 1881 immer wiedergewählt wurde. Eine umfangreiche und ersprießliche Tätigkeit entwickelte er ferner für die an der Universität bestehenden Stipendien-Stiftungen als Stiftungs-Kommissär und als Wirtschaftsdirektor für die Verwaltung des Universitätsvermögens. Ganz besonders erfolgreich und erfreulich

für ihn war seine Wirksamkeit als Präsident des Schwarzwaldvereins (von 1881 an), für welche Stellung er vermöge seines stets heiteren, frischen, aufrichtigen und doch konzilianten Wesens wie geschaffen war. In dieser Stellung war er im ganzen Lande Baden als „Vater Behaghel" bekannt und beliebt. Der bedeutende Aufschwung, den der Verein unter seiner Präsidentschaft nahm, ist übrigens neben seiner gewinnenden Persönlichkeit der von ihm durchgeführten Gliederung in lokale Sektionen zu danken. Kurz vor seiner Wahl zum Präsidenten des Schwarzwaldvereins hatte er die Sektion Freiburg des deutschen und österreichischen Alpenvereins gegründet, deren Vorstand er von 1881 bis 1891 war. — Es würde ein wesentlicher Zug in Behaghels Lebensbild fehlen, wenn seiner Liebe zur Musik nicht gedacht würde. Er spielte das Cello und versammelte gerne in seinem Hause junge Leute zur Pflege klassischer Kammermusik. Auch auf musikalischem Gebiet nahm ihn die Öffentlichkeit in Anspruch; er war längere Zeit Präsident der Freiburger Liedertafel, 1870 Präsident des ersten, 1886 Ehrenpräsident des vierten badischen Sängerbundesfestes zu Freiburg. Allem äußeren Gepränge abhold, hat Behaghel auch nach Auszeichnungen nicht gestrebt. Aus dem Gesagten ist ersichtlich, in welche Ehrenstellungen gleichwohl den schlichten Mann das Vertrauen und die Anerkennung der Kollegen und Mitbürger berief. Sein Landesherr verlieh ihm 1870 das Ritterkreuz I. Klasse des Zähringer Löwenordens (späterhin das Eichenlaub dazu) und ernannte ihn 1877 zum Hofrat, 1894 zum Geheimen Hofrat. (Quellen für das Biographische: Behaghels Dienstakten und Mitteilungen seines Bruders, des Baurats a. D. E. Behaghel.)

Prof. Eisele.

Alexandra von Berckholtz

wurde am 26. August 1821 zu Riga geboren. Sie bereiste frühzeitig Italien und Frankreich und erhielt dadurch die erste Anregung zur Kunst, welche unter der Leitung der besten Lehrer, wie Lauchert, Winterhalter und Canon zu Karlsruhe, dann bei R. Fleury in Paris gründliche Förderung fand. Seit 1865 in München, übte Pilotys Schule (insbesondere A. von Liezen-Mayer), außerdem aber das Vorbild der Blumenmalerin Therese Hegg in Nizza und des Stillleben-Meisters Adam Kunz weiteren Einfluß. Mit mehr als dilettantischem Vergnügen, mit einem wahren Künstlereifer malte Fräulein von Berckholtz viele

sorgfältig ausgeführte Bildnisse, meist von Damen aus der höheren Gesellschaft. Nebenbei entstanden viele Stillebenbilder und Blumenstücke, worin sie durch zartes Arrangement und fein empfundene Farbenstimmung mit ihren alten und neuen Vorbildern wetteiferte. Im unermüdlichen Eifer und Drang, sich weiterzubilden, ermüdete sie niemals, aus den neuesten Erscheinungen des Kunstlebens Nutzen zu ziehen und sich zu fördern. Sie bestimmte nicht nur die Erzeugnisse ihrer Kunst immer zu wohltätigen Zwecken, sondern setzte auch einen großen Teil ihrer nicht unbeträchtlichen Mittel daran, verdienten Künstlern unter die Arme zu greifen, verzagte Naturen zu neuer Tätigkeit anzureizen und dem wirklichen Können neue Wege zu ebnen und anzubahnen. Dieses sinnige Mäcenatentum auszuüben, gehörte zu den stillen Freuden dieser wahrhaften edlen Seele und zwar mit der echt evangelischen Praktik, daß die Linke nicht wußte, was die Rechte tat. Sie kultivierte gleichmäßig alle Künste, erquickte sich an den Schöpfungen der neuesten Komponisten, wie an den Erzeugnissen der jüngsten Dichter, Dramatiker und Tragöden. In der Ausübung ihrer humanitären Bestrebungen fand sie Trost und Hülfe zur Ertragung der eigenen, durch gichtische Veranlagung stetig anwachsenden Leiden, welche nie ihre Geduld beugten, wohl aber ihren künstlerischen Leistungen hemmend entgegentraten. In unverbrüchlicher Treue blieb sie allen ihren Freunden zugetan, eine wahre Trösterin und teilnehmende Beraterin in Freud' und Leid, in guten Stunden und in schweren Tagen. (Nach H. Hollands Nekrolog im Biograph. Jahrbuch IV. 1900, S. 117 f.)

Michael Bernays.

Michael Bernays, einer der Begründer der Wissenschaft der neueren Literaturgeschichte, hat in Hamburg am 27. November 1834 als Sohn eines Rabbiners das Licht der Welt erblickt. Er entstammt jener Periode der politischen Reaktion, die das Bürgertum mit eiserner Rute von der Beteiligung an den öffentlichen Dingen fortscheuchte und fernhielt. Die Gebildeten suchten Trost und Erholung in der Beschäftigung mit der Dichtung, dem leidenschaftlichen Interesse am Theater. Damals wurde das Erbe unserer Klassiker in weiten Kreisen der Nation fruchtbar, und an den Reden Nathans und Posas erstarkte jener schöne, aber praktisch unbrauchbare Liberalismus, der sich in der „liebenswürdigsten aller Revolutionen" erfolglos für die deutsche Freiheit und Einigkeit

einsetzte. Zugleich war damals noch weit fester als heute das Bewußtsein von dem untrennbaren Zusammenhang unseres ganzen geistigen Lebens mit der griechisch-römischen Geisteswelt eingewurzelt, und die Ausbildung, die Bernays auf dem Johanneum seiner Vaterstadt erhielt, war nur geeignet, diese Überzeugung für immer in ihm zu befestigen. Als Kreon in einer Schulaufführung der „Antigone“ hat er in griechischen Lauten wohl zum erstenmale seine Stimme vor einem größeren Kreise ertönen lassen, und als er mit den glänzendsten Zeugnissen und Empfehlungen seiner Lehrer am 31. März 1853 die Schule verließ, wählte er als Thema der Abschiedsrede das Verhältnis des Dichters zu seinem Werke in Goethes „Tasso“. Den Schritten des älteren, als edler Mensch und Gelehrter unvergessenen Bruders Jakob folgend, erkor er zunächst Bonn, die Hochburg der philologischen Studien, zum Aufenthalt. Als Jurist inskribiert, wandte er doch sogleich seine Neigung dem Althochdeutschen und dem Griechischen zu, und ausschließlich werden historisch-philologische Gegenstände der Inhalt seiner Studien, während er vom Winter 1853 bis zum glänzend bestandenen Doktorexamen (20. Mai 1856) in Heidelberg weilt. Dietz, Welcker, Häusser, Holtzmann, Gervinus waren die Lehrer, denen Bernays sein Leben lang die entscheidende Richtung seiner wissenschaftlichen Anschauung dankte. Was ihm vorschwebte, war das Ideal einer allumfassenden Geschichte des geistigen Lebens der Völker, die vom Christentum und der Antike durchtränkt worden sind. Um diese Aufgabe zu lösen, bedurfte es ungewöhnlicher Kraft im Aufnehmen und Festhalten des Empfangenen, eines uneingeschränkten historischen Blickes, vor allem der zähesten Energie, die lange Jahre mit Verzicht auf jede augenblickliche Wirkung und jeden unmittelbaren äußeren Erfolg allein der Vorbereitung durch eine schier unermeßliche Lektüre widmete. Bernays hat alle diese seltenen Eigenschaften besessen und sich so jene Kenntnis der gesamten westeuropäischen Literaturen angeeignet, die in seiner Zeit ohnegleichen war. An die Öffentlichkeit trat er zunächst nur mit Vorträgen, die durch Gedankenreichtum und Schönheit der Form, getragen von dem prachtvollen, in emsigster Übung ausgebildeten Organ des Redners, die Hörer weit tiefer in die Schätze unserer klassischen Dichtung hineinführten, als es sonst in den fünfziger und sechziger Jahren des 19. Jahrhunderts zu geschehen pflegte. Daneben erschienen, meist anonym, im Cottaschen Morgenblatt und der Kölnischen Zeitung einzelne Aufsätze, die vornehmlich wertvolle neue Erscheinungen mit schnellem und sicherem Urteil be-

sprachen. Eine Auswahl von ihnen enthält der dritte und vierte Band der „Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte" (Leipzig 1899). In das Leben der Wissenschaft griff Bernays zum erstenmal 1866 ein mit der kleinen aber höchst gewichtigen Schrift „Über Kritik und Geschichte des Goetheschen Textes". Indem er die in der klassischen Philologie ausgebildete Methode der Kritik zum erstenmal auf Goethes Werke anwandte, wies er nach, wie unzuverlässig der Wortlaut der landläufigen Ausgaben des Dichters war, zeigte die Fehlerquellen durch die Textgeschichte auf und wies zugleich auf die Schädigung hin, die dem Verständnis aus diesem Sachverhalt erwuchs. So legte er den Grundstein der Goethe-Philologie, die später als mächtiger, von vielen Händen geförderter Bau emporwuchs. Als willkommener Genosse mußte Bernays zumal jener stillen Gemeinde gelten, die in der Verehrung Goethes sich in Leipzig zusammengefunden hatte. Hirzel, der Buchhändler, war ihr Ältester; neben ihm hausten O. Jahn, Brockhaus, Springer, Zarncke. So zog es auch Bernays am stärksten nach Leipzig. Nachdem er noch in seiner Ausgabe von „Goethes Briefen an Friedrich August Wolf" (1868) die Beziehung des geliebten Dichters zu der nicht minder verehrten Altertumswissenschaft dargelegt hatte, habilitierte er sich im Herbst 1872 in Leipzig mit dem Buche „Zur Entstehungsgeschichte des Schlegelschen Shakespeare". Nach einem Semester ungewöhnlich erfolgreicher Dozententätigkeit erfolgte der Ruf als außerordentlicher Professor nach München, schon 1874 die Ernennung zum ordentlichen Professor für neuere Sprachen und Literaturen daselbst. So hatte Bernays den Wirkungskreis gefunden, der seiner Begabung am vollkommensten entsprach. Er war zum akademischen Lehrer pädestiniert: durch die meisterhafte Beherrschung des gesprochenen Wortes, das in hinreißendem Pathos eine Fülle großer Gedanken in die Seelen der Hörer streute, durch die machtvolle Persönlichkeit und die liebevolle Teilnahme, mit der er die Schüler in seinen Bann zog und ihnen Zeit und Kraft ohne Einschränkung widmete. Seine eigene Produktion trat daneben zurück. Noch in den Leipziger Jahren hatte er an der von Gustav Freytag und Alfred Dove trefflich geleiteten Zeitschrift „Im neuen Reich" lebhaften Anteil genommen, zu den „Grenzboten" und der Beilage der Augsburger Allgemeinen Zeitung hie und da einen vollwichtigen Aufsatz, eine seiner von bedeutenden Gesichtspunkten aufgefaßten, mit treffendem Witz das Verfehlte beleuchtenden Besprechungen neuer Werke beigesteuert. Die lange Zeit seiner Lehrtätigkeit brachte nur die musterhafte, gemein-

sam mit Salomon Hirzel unternommene Sammlung der Briefe und Dichtungen des „jungen Goethe“ (1875), die Lebensabrisse Goethes und Gottscheds für die Allgemeine deutsche Biographie, die Jubiläumsausgabe der Vossischen Odyssee mit einer umfangreichen Einleitung, die eine Geschichte der deutschen Homerübersetzung entwarf, zugleich ein Vorläufer des Jahrzehnte hindurch geplanten, schließlich doch nicht aus dem Bereiche der Idee herausgetretenen „Homer in der Weltliteratur“, daneben noch zwei größere Aufsätze über die Briefwechsel Schillers mit Goethe und Dalberg. Diese verhältnismäßig geringe Ausbeute der reifsten, schaffenskräftigsten Jahre beruht nicht nur in einem angeborenen Mangel der spezifischen Begabung Bernays', die ihn vor allem zu unablässigem Aufnehmen und innerlichem Verarbeiten des Empfangenen trieb, — sie deutet auch auf das hin, was der Münchener Zeit zu völliger Befriedigung mangelte. Die Wirkung seiner Lehrtätigkeit griff weit über die akademischen Kreise hinaus, die glücklichsten häuslichen Verhältnisse verliehen ihm endlich Sorglosigkeit, und ein reicher Freundeskreis hervorragender Gelehrter, Dichter und Künstler umgab ihn. Eine Geselligkeit edelster Art erblühte in seinen Räumen, der die großen Schöpfungen der deutschen und französischen Poesie, von Bernays selbst unnachahmlich vorgetragen und erläutert, gemeinsam mit der eifrigen Pflege der Musik die Weihe verliehen. Aber er fühlte es und sprach es oft genug aus, daß nur Werke von Bedeutung seinem Namen die Fortdauer im Gedächtnis der Nachlebenden, den ihm gebührenden Rang in der Geschichte seiner Wissenschaft sichern könnten. Er meinte, daß die völlige Hingabe an den Beruf des akademischen Lehrers ihm diese Möglichkeit verschlösse, und so tat er im Jahre 1889 den für ihn verhängnisvollen, von allen Seiten aufs lebhafteste bedauerten Schritt, die Enthebung von seiner Professur zu erbitten. Am 11. März 1890 hielt er seine letzte Vorlesung, und Huldigungen ungewöhnlicher Art, die ihm von Schülern und zahlreichen Fachgenossen dargebracht wurden, konnten ihm beweisen, welche Summe von Verehrung sich der Lehrer Bernays erworben hatte.

Er wandte seine Schritte nach Karlsruhe. Wie ihm schon früher das großherzogliche Paar reiches Wohlwollen bezeugt hatte, so blieb ihm auch jetzt die fürstliche Gunst in vollem Maße erhalten. Er durfte vor dem Großherzog und seiner hohen Gemahlin im engen Kreise die geistigen Schätze ausbreiten, deren Pflege der Inhalt seines Daseins war, und wurde damit eines von ihm ersehnten Glückes teilhaftig. Sein Haus in der Schirmerstraße,

ein ideales Gelehrtenheim, sah noch oftmals die geistigen Größen Karlsruhes, die Professoren der technischen Hochschule und der benachbarten Universitäten mit Fremden aus der Ferne vereinigt. Die treueste Sorge wachte über seinem leiblichen Wohl, seine Kinder wuchsen froh heran; alles schien vereinigt, ihn zu beglücken. Aber er hat den freiwilligen Verlust des Lehrstuhls nie verwunden, um so weniger, da die Hoffnung, die er daran geknüpft hatte, sich nicht verwirklichen wollte. Was er ferner noch den Lesern an Neuem darbot, erlag unter der Fülle der Einzelheiten. Statt weite Gebiete mit Bewältigung der Stoffmassen zu durchschreiten, heftete sich sein Auge auf verhältnismäßig unwesentliche Punkte der gelehrten Forschung, die er nie ohne große, weittragende Absichten, aber äußerlich am Detail haftend, erörterte. So beschaffen war die neue Einleitung von 1891 zum Wiederabdruck des durchgesehenen Schlegel-Tieckschen Shakespeare, den er schon zwanzig Jahre zuvor herausgegeben hatte; dieselben Eigenschaften zeigten auch die letzten, umfangreichen Aufsätze, „Zur Lehre von den Zitaten und Noten" (1892) und das, was der erste und zweite Band der „Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte" (1895—1898) an Ungedrucktem bot: „Bemerkungen zu einigen jüngst bekanntgemachten Briefen Goethes", „Der französische und der deutsche Mahomet" und eine Besprechung von Bächtolds Lebenswerk, die trotz des Umfangs von 135 Seiten doch nur ein Fragment darstellt. Sie blieb, wie alles Geplante, liegen, als das letzte, schleichende Leiden seine Kraft, die ohnehin sich nur gewaltsam zum Schreibtisch zwang, zu brechen begann. Er erlag der Krankheit am 25. Februar 1897, keine große Schar folgte seinem Sarge.

In Bernays' Nachlaß fanden sich nur wenige Seiten begonnener Arbeiten, so daß die Freundeshand Erich Schmidts den zweiten Band der Schriften nur durch schon Bekanntes zum Kranze für den Hingeschiedenen winden konnte. Als später der Unterzeichnete, dem Wunsche der Nächststehenden Folge leistend, es unternahm, die Sammlung auf den ursprünglich beabsichtigten Umfang von vier Bänden zu bringen und so ein möglichst vollständiges Bild von Bernays' Eigenart als Schriftsteller und Forscher herzustellen, vermochte er im wesentlichen nur Erzeugnisse der Frühzeit darzubieten. Große Felder seines gewaltigen Wissens hat er nie als Schriftsteller betreten; keine seiner Arbeiten gibt genügendes Zeugnis von der Weite des Blickes, mit dem er die Geistesgeschichte der Jahrtausende überschaute, kaum eine Spur weist auf das Interesse hin, das er der politischen Geschichte der Vergangenheit, dem Gesamtleben der

Gegenwart entgegenbrachte. So lebt Bernays in der Geschichte seiner Wissenschaft vornehmlich als einer der Überwinder des Dilettantismus, als Förderer strenger Methodik, als Lehrer fort, nicht durch einzelne, weithin leuchtende Taten. Das meiste aber und das beste, was er an geistigen Schätzen aus den ungeheuren von ihm verarbeiteten Massen gewonnen hat, ist mit ihm zugrunde gegangen. (Schriftenverzeichnis im zweiten Bande der Schriften zur Kritik und Literaturgeschichte. — Biographien von Erich Petzet im Biographischen Jahrbuch, zweiter Band, Berlin 1898, S. 338—355, von Erich Schmidt in der Allgemeinen deutschen Biographie 46. Band, S. 404—409.)

Georg Witkowski.

Johann Heinrich Christoph Willibald Beyschlag

wurde geboren zu Frankfurt a. M. den 5. September 1823 und gehörte der badischen Landeskirche in den Jahren 1856—1860 als Hofprediger in Karlsruhe an. Seine Wirksamkeit in Baden fiel teilweise in eine politisch und kirchlich tiefbewegte Zeit, in welcher er an dem kirchlichen Leben in hervorragender Weise beteiligt war. Beyschlag ist aus engen Verhältnissen hervorgegangen. Sein Vater Johann August Beyschlag stammte aus einem in Süddeutschland weitverzweigten Geschlecht, das ursprünglich in Schwaben seine Heimat hatte und dessen Glieder großenteils einem ehrbaren Handwerkerstande angehörten. In den Kriegszeiten im Anfang des vorigen Jahrhunderts war er als heimatloser Flüchtling aus Nürnberg nach Frankfurt gekommen und hatte daselbst in einem angesehenen Bankgeschäft eine bescheidene Stellung gefunden, in der er sich mit Elisabetha geb. Deckenbach vermählte. Trotz der hie und da bedrängten Lage seiner Eltern verlebte Beyschlag doch eine glückliche Jugendzeit und wuchs mit seinen fünf Geschwistern in seiner an großen Erinnerungen aus alter und neuer Zeit reichen Vaterstadt fröhlich heran. Er besuchte daselbst die niederen und höheren Schulen und zeigte in seiner geistigen Entwicklung schon frühe eine außergewöhnliche Begabung, so daß er am Schlusse seiner Gymnasialzeit als siebzehnjähriger Jüngling mit einem vorzüglichen Zeugnis zur Universität entlassen werden konnte. Nach dem Wunsche seiner Eltern, wie nach eigener Neigung widmete er sich dem Studium der Theologie und wählte dazu die Universität Bonn, die er zweimal besuchte, und zwischen hinein die Universität Berlin. Seine theologische Entwicklung hatte

noch Zusammenhang mit den Männern aus der großen, durch Schleiermacher herbeigeführten und von Glaubensbegeisterung erfüllten Epoche, in der man das ursprüngliche biblische Evangelium nach einer glaubensdürren Zeit neu erkannte und ihm die Bahn in die Kirche und das christliche Volksleben zu öffnen suchte. Karl Immanuel Nitzsch in Bonn und der Kirchenhistoriker Neander in Berlin wurden seine gefeiertsten, auf seine ganze theologische Entwicklung einflußreichsten Lehrer und Führer, durch welche er in den Mittelpunkt evangelischer Wahrheit eingeführt wurde, und welchen er zugleich eine gesunde positive Grundlage theologischer Wissenschaft und den frischen, lebendigen Trieb seines eigenen rastlosen Schaffens verdankte. Nach Berlin hatte ihn besonders die damalige philosophische Bewegung (Hegel) gezogen. Neben der Theologie und Philosophie hörte er aber auch fleißig philologische Vorlesungen und insbesondere waren es die alten lateinischen und griechischen Klassiker, deren Studium seiner ästhetischen Richtung von der Schule her entsprach. Nach glänzend bestandener theologischer Hauptprüfung blieb er in seiner Vaterstadt, in der er mehrere Jahre lang Privatstunden erteilte, daneben aber seine theologischen Studien eifrig fortsetzte und besonders das Studium der Schleiermacherschen Theologie nachholte. Bei der damals geringen Aussicht auf eine feste Berufsstellung in Frankfurt wandte er sich an das Konsistorium der preußischen Rheinprovinz mit der Bitte um Zulassung zu dem dortigen Kirchendienst, und nach wohl bestandenem Examen pro ministerio erhielt er eine Hülfspredigerstelle (Vikariat) in Koblenz, bis er im Jahre 1850 zum zweiten Prediger in der evangelischen Diaspora-Gemeinde in Trier gewählt wurde. In dieser Stellung verheiratete er sich im Jahre 1851 mit Maria Clemen, einer Tochter des Gymnasialdirektors Dr. Clemen in Lemgo (Westfalen), mit welcher er in glücklichster Ehe lebte. Während seiner Wirksamkeit in Trier hatte er sich bereits durch gediegene theologische Abhandlungen in der „Deutschen Zeitschrift für christliche Wissenschaft und christliches Leben" in weiteren Kreisen schriftstellerisch bekannt gemacht, so daß, als es im Jahre 1856 sich darum handelte, für den Prinzregenten Friedrich von Baden einen geeigneten Hofprediger zu gewinnen, die Blicke des Prälaten Ullmann auf den jugendlichen Prediger in Trier gelenkt wurden. Nach einer Probepredigt vor dem jungen Fürsten im Schloß zu Baden, welche nach Form und Inhalt den besten Eindruck machte, erfolgte alsbald seine Berufung als Hofprediger nach Karlsruhe, wo er im September 1856 feierlich in sein neues Amt eingeführt wurde.

Schon in seiner ersten Predigt bekundete er eine eminente Begabung für diesen Teil seiner Wirksamkeit, und es ist begreiflich, daß er in kurzer Zeit eine zahlreiche Gemeinde, namentlich aus den gebildeten Kreisen der Stadt, um seine Kanzel sammelte. Seine Rede, obwohl in der Form einer höhern Bildung sich bewegend, war nichts desto-weniger klar und verständlich für jedermann, anziehend durch ihren Wohllaut und ihre gewinnende Anmut, weniger hinreißend und erschütternd, als belehrend und überzeugend für den Verstand, aber auch zugleich fesselnd und erbaulich für Herz und Gemüt. Sein Kanzelvortrag war frisch, lebendig und natürlich, frei von allen affektierten oder gar theatralischen Manieren. So steht er bei dem älteren Geschlecht der Stadtgemeinde Karlsruhe noch in gutem Andenken als ein Meister der Form in Sprache und Ausdruck, aber auch als ein Mann, der in solche anziehende Form eine Fülle von tiefen Gedanken zu fassen verstand. Er liebte es, in seiner Predigt auch auf andere Gebiete geistiger Bildung überzugreifen und aus dem Schatze seiner reichen Kenntnisse allerlei interessante Züge und Anschauungen aus der Geschichte und Literatur alter und neuer Zeit im Lichte des Evangeliums zu beleuchten, ja er verstand es meisterlich bei seinem allseitigen Interesse für alles Große und Schöne, was das Menschenherz bewegt, und bei seinem Verständnis für Kunst, Poesie, Geschichte und Natur den gesamten Ertrag moderner Bildung mit dem Evangelium zu durchdringen, ohne daß dadurch der positiv-biblische Inhalt und die erbauliche Wirkung seiner Predigt eine Beeinträchtigung erfuhren. So sehr auch alle seine Predigten die sorgfältigste Vorbereitung erkennen ließen, so stand ihm doch auch das freie Wort in seltenem Grade zu Gebote, so daß er auch da, wo keine besondere Vorbereitung möglich war, in der Rede nie in Verlegenheit kam, sondern immer in geistreich-fesselnder Weise sich auszudrücken vermochte, so bei Ansprachen, Toasten in Freundeskreisen oder bei festlichen Anlässen jeder Art, wo er immer das treffendste Wort hatte für das, was er sagen wollte. Ein glänzendes Beispiel hiervon sind aus seinem späteren Leben seine siebzehn Erwiderungen, die er als Rektor auf die verschiedenen Begrüßungsreden bei dem Universitätsjubiläum Halle-Wittenberg gegeben hat, von denen immer eine nach der andern mit steigendem Beifallssturm von der Festversammlung aufgenommen wurde, so daß Prinz Albrecht, welcher als Vertreter des Kaisers der Feier anwohnte, am Schlusse der allgemeinen Begeisterung Ausdruck verlieh in den Worten an einen ihm Nahestehenden: „Das war großartig;

ich gratuliere der Universität zu ihrem Munde". Nicht minder zeigte er seine rednerische Virtuosität bei Verhandlungen und Debatten mehr wissenschaftlicher Natur über theologische oder kirchliche Fragen; immer erschien er da als gewandter, logisch-geschulter Dialektiker, der durch seine Beherrschung der Diskussion, durch seine Schlagfertigkeit in Rede und Antwort auch bei den verwickeltsten Gedankengängen einen bestrickenden Zauber auf die Anwesenden ausübte. In Karlsruhe durfte er mit einem kleinen Kreise von angesehenen Theologen, Mitgliedern des Oberkirchenrats und Geistlichen der Stadt, in engere Freundschaft treten; dieser Kreis aber erweiterte sich bald durch den Anschluß von Männern aus anderen Stellungen, die ihn als Freund hochschätzten und fast regelmäßig in seinen Gottesdiensten sich einfanden, wie fast sämtliche damaligen Professoren des Lyceums. Nach einer solchen glücklichen und friedlichen Zeit kamen die letzten Jahre seiner Karlsruher Wirksamkeit, in denen er schwerere Erfahrungen machen mußte. Zuerst war es die Zeit des Agendenstreites, dem ein Mann von dem Rechts- und Wahrheitssinn Beyschlags gewissenshalber nicht schweigend zusehen konnte. Auf der Generalsynode 1855 war nämlich außer einem neuen Katechismus und einem Lehrbuch der biblischen Geschichten in den evangelischen Volksschulen auch eine neue Gottesdienstordnung mit einer neuen Agende nahezu einstimmig beschlossen worden. Der Entwurf zu der letzteren war im Auftrag des Oberkirchenrats von dem Mitglied D. Bähr, einem auf diesem Gebiet besonders erfahrenen und sachkundigen Manne, ausgearbeitet worden. Die Gebete und Formulare, welche aus älterem kirchlichen Material zusammengetragen waren, sind allgemein, selbst von den Gegnern im nachherigen Streite als untadelhaft anerkannt worden. Neu und verschieden von dem bisherigen Kirchenbuch war nur eine gewisse, aber durchaus maßvolle liturgische Bereicherung durch feierliche Sprüche, Schriftlesung und einige Responsorien, eine Arbeit, der selbst bedeutende deutsche Theologen, wie Nitzsch, das Zeugnis ausstellten, „daß sie unter allem, was zurzeit ähnliches bestehe, nichts wüßten, was ihr vorzuziehen oder auch nur an die Seite zu stellen wäre". Drei Jahre lang war dieser Synodalbeschluß durchaus unangefochten geblieben, bis daß die Einführung selbst zum Anlaß eines kirchlichen Aufruhrs wurde. Diese Bewegung gegen die neue Gottesdienstordnung und Agende ging von Heidelberg aus, wo zu diesem Zwecke ein liberaler Oppositionsausschuß sich gebildet hatte. Im Auftrag dieses Ausschusses verfaßte der damalige Geschichtsprofessor Dr. Häusser, der bis dahin

Carl Winter's Universitätsbuchhandlung in Heidelberg.

Soeben erschien:

Großherzog Friedrich von Baden
als Landesherr und deutscher Fürst

von **Dr. Alfred Dove,**

Professor der neueren Geschichte an der Universität in Freiburg i. B.

196 Seiten Text, mit einem Bildnis des Großherzogs in Lichtdruck. gr. 8°, geheftet in Umschlag mit Zeichnung von E. R. Weiß 1 M. 20 Pf., gebunden 2 M. 20 Pf.

Unter den vielen Schriften, welche aus Anlaß des 50jährigen Regierungsjubiläums Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs bereits erschienen sind und noch erscheinen werden, wird ohne Zweifel die erste Stelle Alfred Doves „Großherzog Friedrich“ einnehmen. Die Mitte haltend zwischen Biographie und Landesgeschichte, beruht dies ebenso fleißige und sorgsame als auch formvollendete und geistvolle Werk des Freiburger Professors der neueren Geschichte, neben der verständigen und objektiven Benützung der einschlägigen Literatur, auf der dem Verfasser von dem Landesherrn gnädigst verstatteten Einsichtnahme der Akten und der Korrespondenzen des Großherzoglichen Familienarchivs, sowie des Großherzoglichen Haus- und Staatsarchivs. Auf Grund dieser hohen Ermächtigung war es dem Verfasser möglich, in einer Reihe wichtiger, die Landes- wie die Reichsgeschichte betreffender Fragen Neues mitzuteilen, zuweilen bestehende Auffassungen und Meinungen richtig zu stellen, in manchen Zweifeln über die persönliche Stellung Seiner Königlichen Hoheit des Großherzogs zu solchen Fragen aufzuklären, teilweise zum erstenmal authentische Mitteilungen zu machen. — —

(Karlsruher Zeitung.)

Wilhelm I.

Rede gehalten von Erich Marcks.

Zweite Auflage. 3.—4. Tausend. 8°. geheftet 60 Pf.

Der Biograph Wilhelms I. — den Titel darf heute E. Marcks mit Fug für sich in Anspruch nehmen — konnte seine neue Wirksamkeit in Heidelberg nicht schöner eröffnen als mit dieser meisterhaften Rede. Im engen Rahmen der Festrede wird dem Hörer und Leser das Bild unseres alten Kaisers und seiner Zeit vorgezaubert, das wir so aus der Marcksschen Biographie schon kennen, uns aber doch von ihm immer wieder gern vorzeichnen lassen. Auch diesem schlichten und scharfen Charakterbild wünschen wir weite Verbreitung. (Akademische Blätter.)

Finanzpolitik und Staatshaushalt
im Großherzogtum Baden

in den Jahren 1850—1900. — Zugleich ein Beitrag zur deutschen Finanzpolitik

von **Dr. Adolf Buchenberger,**

Großh. Badischer Finanzminister.

Lex.-8°. In fein Leinwandband geb. 7 M.

. . . Der wissenschaftliche Wert der Schrift liegt in der lichtvollen und schlichten Darstellung des Entwicklungsganges der badischen Finanzen, welche zu einem „Kulturbild“ aller Fortschritte des Landes während des letzten Jahrhunderts wird. — Buchenbergers Finanzpolitik erhebt sich jedoch in der Darstellung ihres Gegenstandes über den badischen Horizont überhaupt. Zunächst durch die Ausführungen über das Reichsfinanzwesen und die Reichsfinanzreform; was Buchenberger auf wenigen Seiten über die Matrikularbeiträge, die Ueberweisungen, die Reichsschuldentilgungsvorschläge, den Bedarfsstand des Reiches dargelegt und kritisch erörtert, ist durch Klarheit, Einfachheit, Sachlichkeit und Kürze eine musterhafte, zur Aufklärung in weitesten Kreisen vorzüglich geeignete Leistung. Höchst beachtenswert aus dem Munde eines Staatsmannes, welcher in der Vereinigung von gesundem Menschenverstand mit gründlichster staatswissenschaftlicher Bildung und umfassendster Verwaltungserfahrung von keinem zweiten Deutschen übertroffen und nur von wenigen Berufsgenossen erreicht sein dürfte, ist weiter die Stellungnahme gegen die neueste staatssozialistische und sonstwie genannte „Vielgeschäftigkeit“ des Staates u. s. w. — Die Buchenbergerische Steuerreform für Baden, welche an Tiefe wahrhaft wissenschaftlicher Konzeption und in genialer Anpassung an die Steuergeschichte und an die besonderen Verhältnisse des gegebenen Staates der Steuerkunst v. Miquels m. E. sich kühnlich an die Seite stellen darf, kommt hier bis in ihre neueste Phase hinein durch ihren Urheber selbst zu vorzüglicher Darstellung.

(Schäffle, in der Zeitschrift für die gesamte Staatswissenschaft.)

C. F. Winter'sche Buchdruckerei.